DISKUS

FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

9. Jahrgang – Heft 1 – Januar 1959 Preis 20 Pfg – Verlagsort Frankfurt a. M.

Sieger ist die SED

Berliner Studentenkongreß gegen die Atomrüstung stimmte für Pankow / Die FDJ erschien in blauen Hemden

DISKUS-Eigenmeldung — Ungefähr zwei Drittel der in Berlin auf dem Studentenkongreß gegen die Atomrüstung (2. 1.—4. 1. 1959) stimmberechtigten Delegierten aus der Bundesrepublik und West-Berlin billigten eine Resolution, in der Verhandlungen mit Pankow über eine „Konföderation beider deutschen Staaten" gefordert werden. In dieser Resolution heißt es unter anderem: „Die weltpolitische Lage wird in Kürze die beiden Teile Deutschlands zwingen, miteinander zu verhandeln. Damit solche Verhandlungen möglich werden, ist es nötig, daß Formeln wie, mit Pankow wird nicht verhandelt' aus der politischen Argumentation verschwinden. Das Ziel notwendiger Verhandlungen, die bisher stets von der Bundesregierung ungeprüft zurückgewiesen wurden, muß sein: 1. Umrisse eines Friedensvertrages zu entwickeln, 2. die möglichen Formen einer interimistischen Konföderation zu prüfen."

Die Arbeitsausschüsse des Kongresses waren:

1. Atomrüstung und die Verantwortung des Wissenschaftlers
   Vorsitz: Dr. Günther Anders
2. Atomrüstung und christliche Verantwortung
   Vorsitz: Prof. Helmut Gollwitzer
3. Atomrüstung und Demokratie
   Vorsitz: Dr. Robert Jungk
4. Atomrüstung und Außenpolitik der Westmächte
   Vorsitz: Prof. Dr. Ernst Wilhelm Meyer MdB, Botschafter a. D.
5. Atomrüstung und Wiedervereinigung
   Vorsitz: Probst D. Heinrich Grüber

Pankower Staatssekretär Wilhelm Girnus

Im Ausschuß Atomrüstung und Wiedervereinigung wirkten der SchriftstellerErich Kuby, der Psychologe Professor Schottländer und der stellvertretende Berliner SPD-Vorsitzende Mattick mit. Auch der Rektor der Ostberliner Humboldt-Universität Prof. Dr. Hardtke war in diesem Ausschuß anwesend. Er verurteilte mit scharfen Worten die Berlin-Aktion des Kuratoriums Unteilbares Deutschland. Die Abzeichen mit dem Brandenburger Tor, die das Kuratorium in der Bundesrepublik verkaufte, verglich er mit den Winterhilfe-Abzeichen des Dritten Reiches.

Vertreter der Hamburger Studentenzeitung KONKRET versuchten in diesem Ausschuß eine Resolution durchzubringen, in der Verhandlungen mit Pankow gefordert wurden. Als die Verabschiedung dieser Resolution zunächst am Widerstand einiger Ausschußmitglieder scheiterte, wurden Erich Kuby und vier studentische Ausschußmitglieder mit der Formulierung der endgültigen Fassung beauftragt. Die von Erich Kuby beratene Kommission legte dann die Resolution ohne vorhergehendes Votum des Ausschusses dem Plenum des Kongresses vor, das ihr ohne Diskussion zustimmte.

Schriftsteller Erich Kuby

Diese Resolution sprengte den Kongreß.

Studentendelegationen aus Heidelberg und Freiburg distanzierten sich vom Ergebnis der Abstimmung, ebenso eine Reihe von Persönlichkeiten aus dem Kongreßpräsidium und mehrere prominente Gäste.

Kein Quartier Latin

Das weithin bekannte Faschingstreiben der Frankfurter Studenten, Quartier Latin, wird in diesem Jahr nicht stattfinden. Trotz wiederholter Vorstellungen des AStA hat der geschäftsführende Vorstand des Studentenhauses einen Beschluß aus dem Wintersemester 1957/58 aufrechterhalten, demzufolge das Studentenhaus nach der Karnevalssaison 1958 nicht mehr für das Quartier Latin zur Verfügung gestellt werden sollte.

Dies gab der 2. AStA-Vorsitzende, stud. nat. Günther Klein im Studentenparlament bekannt. Sein Bericht wurde ergänzt durch Ausführungen

- des Studentenhaus-Geschäftsführers cand. rer. pol. Kaullauch
- des studentischen Vertreters im dreiköpfigen geschäftsführenden Vorstand des Studentenhauses stud. rer. pol. Leithäuser
- der Studentenparlamentarier Susanne Schad (phil.), Wolf Calebow (phil.) und Werner Luecke (nat.), die in Sachen Quartier bei Magnifizenz Viebrock vorgesprochen hatten.

Sittlich-moralische Bedenken

Im Verlauf der Debatte wurde deutlich, daß das angebliche Mißverhältnis zwischen den Einnahmen des Studentenhauses (DM 2200,— Miete und Reparaturgarantie für zwei Nächte) und Ausgaben (für Reinigung, Heizung und Reparaturen) keineswegs der Hauptgrund für den abschlägigen Bescheid des Studentenhaus-Vorstandes war. Gewiß, die Verlustziffern der letzten „Kampagnen" (mehrere Türen, Fenster, Sessel, Tische, dazu Wände und Treppengeländer) lassen einiges über den Grad „närrischer Ausgelassenheit" an der Jügelstraße ahnen. Mehr als um Geld und Gut schienen die Verantwortlichen hingegen um den Ruf der Universität besorgt zu sein, der, durch „gewisse Ausschweifungen bei den Quartiers der Vergangenheit" erheblich erlitten habe. Derlei sittlich-moralische Bedenken, wie sie früher häufig von Vertretern der Studentengemeinden zu hören waren, dürften denn auch beim Abwägen des Für und Wider den Ausschlag gegeben haben.

Ein Kostümfest?

Zur Freude der Mehrheit des Parlamentes (mit Ausnahme des AStA, dem der mit allen wand von jeher ein Greuel ist) wurde allerdings bekannt, daß der Rektor den Studenten gern die Durchführung eines Winterfestes im Studentenhaus gestatten wird. Das Parlament beeilte sich, die Veranstaltung eines Kostümfestes in kleinerem Rahmen und unter anderem Namen vorzuschlagen. Bei Redaktionsschluß war noch unbestimmt, ob und wann dieses „Kostümfest der Stdentenschaft" stattfinden wird. Fest steht indes, daß es kein Quartier Latin mehr geben wird.

Protest bei de Gaulle

Der Verband Deutscher Studentenschaften (VDS) hat bei Frankreichs Regierungschef Charles de Gaulle und dessen Ressortministern für Justiz, Erziehung und Inneres gegen die neuerliche Verhaftungen algerischer Studenten „energischen Protest erhoben" und die sofortige Freilassung der Verhafteten gefordert. Im Januar vergangenen Jahres war der algerische Studendenverband, die UGEMA, auf Anweisung des französischen Innenministers aufgelöst worden. Weil sie angeblich eine Neugründung des verbotenen Verbandes betrieben, wurden jetzt Anfang Dezember dreißig in Frankreich studierende Algerier inhaftiert. Die Rechtsgrundlage der französischen Regierung für diese Maßnahme ist ebenso dürftig wie der Protest des VDS scheinbar wirkungslos. Den deutschen Studentenvertretern dürfte die Verhaftungswelle jedoch ein willkommener Anlaß sein, erneut auf die Not der algerischen Studenten hinzuweisen. Seit dem Bonner Attentat auf den FLN-Vertreter Ait Ahcéne ist die Hilfsbereitschaft auch der deutschen Stellen zurückgegangen; die Bedürftigkeit der Algerier ist geblieben. W. R.

Verbandszentrale Berlin?

Die 40. ordentliche Delegiertenkonferenz des VDS, die vom 1.—4. 12. 58 in Berlin tagte, hat der im März stattfindenden Mitgliederversammlung empfohlen, den Sitz des Verbandes von Bonn nach Berlin zu verlegen. Der Vorstand des VDS ist beauftragt worden, bis zu diesem Zeitpunkt Vorschläge auszuarbeiten, welche Referate und Referatsteile der Geschäftsstelle Bonn in Berlin ihre Arbeit fortsetzen könnten.

(VDS-Informationen/DISKUS)

Studium geht vor Wehrdienst

Alarmiert durch die Auseinandersetzungen des Verteidigungsministeriums mit der Westdeutschen Rektorenkonferenz und dem Verband Deutscher Studentenschaften hat sich die Delegiertenkonferenz mit der Ableistung des Wehrdienstes der Studenten befaßt. Sie hat sich der Argumentation der Westdeutschen Rektorenkonferenz, daß der Studiengang der Studenten nicht durch die Ableistung des Grundwehrdienstes unterbrochen werden darf, angeschlossen und erwartet, daß die vom Bundesverteidigungsministerium gegebene schriftliche Zusicherung eingehalten wird, die jetzt bestehende Regelung nicht durch die Einführung einer Pseudofreiwilligkeit abzulösen. Der Student soll sich frei entscheiden können, ob er nach dem Abitur oder nach dem Studienabschluß seinen Wehrdienst ableisten will, ohne dem Zwang ausgesetzt zu sein, die Unterbrechung seines Studiums zu riskieren, wenn er den Grundwehrdienst nicht sofort nach dem Abitur ausführt. (VDS-Informationen/DISKUS)

Letzte Meldung

Freunde der Frankfurter Universität haben einen Verein gegründet, um den Namen des früheren Oberbürgermeisters Dr. Walter Kolb in Erinnerung zu halten. Dieser Verein will jetzt das „Walter Kolb"-Studentenwohnheim bauen, das 60 Betten haben wird.

Neuer Kultusminister

Der Hessische Ministerpräsident Georg August Zinn stellte am 19. Dezember in Wiesbaden den neuen Hessischen Kultusminister Professor Dr. Ernst Schütte vor. Prof. Schütte, der den bisherigen Kultusminister Dr. Arno Hennig ablöst, war bisher als Ministerialdirigent in Nordrhein-Westfalen tätig. Bild: dpa

Man sagt in Bonn: . . .

Das Jahr fing bitter an

Das Jahr 1959 begann für Bonn nicht gerade unter glücklichen Vorzeichen. Die Berlin-Krise lastete wie eine schwere Gewitterwolke über den Gemütern, in Rhöndorf mußte sich der Bundeskanzler zum drittenmal innerhalb kurzer Zeit mit einer Erkältung zu Bett legen, die Sowjets schickten ihre aufsehenerregende Rakete zum Mond und zu allem Überfluß bestieg in Ost-Berlin Sowjetzonen-Ministerpräsident Otto Grotewohl eine Maschine der Ost-Lufthansa, um sich nach Kairo zu begeben, wo er mit Glanz und Pomp eines Staatsbesuches geehrt wurde, obwohl das ganze natürlich „völlig inoffiziell" war. Die Experten im Auswärtigen Amt rätseln, worin für die Ägypter der Unterschied zwischen einem offiziellen Staatsbesuch und einem inoffiziellen Privatbesuch besteht.

°

Das alles hat nicht dazu beigetragen, in Bonn zum Jahresanfang eine zuversichtliche Stimmung aufkommen zu lassen. Sogar das mitternächtliche Feuerwerk in der Silvesternacht, das in den letzten Jahren so übermütig von einem Rheinufer zum anderen blitzte und böllerte, vom dumpfen Tuten der Schiffssirenen wirkungsvoll untermalt, schien in diesem Jahr leiser, kleinlauter, vereinzelter, zaghafter auszufallen. Im Bundeshaus, wo in diesen Tagen wegen der Bonner Berlin-Antwort an Moskau die Mitglieder des Auswärtigen Bundestagsausschusses anzutreffen waren, begegnete man mißmutigen Gesichtern. Selbst die Beamten in den Korridoren des Auswärtigen Amtes schienen nicht mehr die unbedingte Siegeszuversicht und Unerschütterlichkeit auszustrahlen wie in den vergangenen Tagen Walter Hallsteins. Sie scheinen unsicherer geworden. Und wenn man ihnen die Frage „Wie weiter?" stellt, zucken sie häufiger mit den Schultern, was früher kaum vorkam. Denn früher schien der Gang der deutschen Außenpolitik klar vorgezeichnet zu sein. Das hat sich geändert. Der Pfad durch die Wildnis der Nachkriegspolitik wird undeutlicher. Das Jahr fing bitter an.

°

Nicht etwa, daß Walter Ulbrichts Triumpf-Laute in Ost-Berlin diesen Kleinmut erzeugt hätten. (Der bärtige Parteisekretär kündigte in diesen Tagen ja immer wieder einmal eine Wende in der deutschen Nachkriegspolitik an.) Auch der Berlin-Schock ist für's erste überstanden. Er hat lediglich ein leichtes Lähmungsgefühl in sämtlichen Gliedern der Bonner Politik hinterlassen. Aber die Reise Grotewohls nach Kairo und der dortige Empfang der Sowjetzonengrößen durch Nasser und seine Minister war für Bonn hart, war eine Pferdekur.

Für einen Patienten, der sich, gleichgültig ob mit oder gegen seinen Willen einer Pferdekur unterzieht, besteht häufig Hoffnung auf Heilung. Mitglieder des Auswärtigen Ausschusses des Bundestages meinen, daß es dazu höchste Zeit sei. Von ihnen kann man mitunter auch hören, wo das Leiden sitzt. Wenn man das dann weiß, versteht man das Schwinden der Unnahbarkeit und des unbedingten Selbstvertrauens in den Zügen der hohen AA-Beamten besser.

° °

Auf den Schreibtischen der hohen Beamten des Auswärtigen Amtes geht schon seit einiger Zeit ein Regen von Hilferufen nieder. Sie stammen von den deutschen diplomatischen Missionen in den sogenannten unterentwickelten Ländern, vor allem von den Missionen im Nahen Osten und im westlichen Teil Asiens. In diesen Hilferufen kehrt die gleiche Klage immer wieder: Pankow erschwert die Arbeit der westdeutschen Diplomaten in diesen nahöstlichen, vorwiegend mohammedanischen Ländern in einem Wust von zielsicher und gut angelegter Propaganda, die offensichtlich nicht unter Geldmangel zu leiden hat.

Überall in den nahöstlichen Ländern beginnt sich Ost-Berlin erfolgreich einzunisten, indem es mit diesen Staaten den Austausch von Handelsmissionen vereinbart. Sehr starke ostdeutsche Vertretungen bestehen in Neu-Dehli und Kairo, eine Mission in Bagdad wird aufgebaut. Alle diese Stützpunkte Ost-Berlins arbeiten mit einem für westdeutsche Begriffe unglaublichen Personalaufwand, obwohl der Handel zwischen diesen Ländern und der Sowjetzone bei weitem nicht das entsprechende westdeutsche Handelsvolumen erreicht. Der Stab der in Kairo tätigen Zonen-Handelsmission soll weit über 100 Mitarbeiter zählen, die sämtlich mit Kind und Kegel nach Ägypten versetzt wurden. Eine eigene Schule sorgt für die Unterrichtung der sowjetzonalen Diplomatenkinder.

Bonns größter Kummer besteht darin, daß die mitteldeutschen Missionen in ihren Gastländern mehr und mehr als die Repräsentanten Deutschlands anerkannt werden und den westdeutschen Missionen mit großem Propagandaaufwand Stück um Stück des ausländischen Terrains abringen. Ohne auf die Empfindlichkeiten und politisch-militärischen Eskapaden eines Partners wie Frankreich Rücksicht nehmen zu müssen, kann Pankow sich im Nahen Osten ungehemmt in der Rolle des Araberfreundes, des Engländers- und Imperialistenschrecks, des Verwalters des Rommel-Mythos und des Helfers der Unterdrückten austoben.

Bonn hat dem fast nichts entgegenzusetzen. Als Tropfen auf den heißen Stein will man jetzt wenigstens die Zahl der Presseattachès in den deutschen diplomatischen Missionen erhöhen und sie unter höheren Rängen einstufen, um ihnen damit bessere Wirkungsmöglichkeiten zu verschaffen. Gegenwärtig, so heißt es in den Klagen, die das Auswärtige Amt erreichen, kommen die wenigen Presseattachès nicht über die allernotwendigste Routinearbeit hinaus.

Wie trostlos die westdeutsche Situation in dieser Beziehung tatsächlich ist, wurde durch einen Vergleich recht deutlich, der dieser Tage aus dem Auswärtigen Ausschuß des Bundestages durchsickerte: In New York arbeitet die Presse- und Informationsabteilung Großbritanniens mit 120 Angestellten, die Presseabteilung der französischen Botschaft mit 65. Die Bundesrepublik behauptet das Feld mit 1 (einem) Pressereferenten.

Das bedeutet für Ost-Berlin vorerst freies Feld. Die mißmutigen Gesichter in Bonn werden vor diesem Hintergrund und in Anbetracht der von Ulbricht angekündigten Großoffensive, die mit der Reise Grotewohls einen recht verheißungsvollen Auftakt nahm, um so verständlicher. Bgt

. . . und in Deutschlands Hauptstadt:

Schlag gegen Berlin

Sie haben einst vor Kaisergeburtstagstorten, Kamerunbananen und grimmigem Fritzenblick untertänigst kapituliert. Sie haben dann die Weimarer Republik zu Tode genörgelt. Sie haben dann wieder von Hitler sich Braunhemden anziehen lassen und in den Hörsälen noch stramme Haltung angenommen. Und sie sind jetzt wieder dabei, in einem wahrhaft erschütternden Wettlauf um die Krone der politischen Einfalt ihren Stand nach besten Kräften zu diskreditieren.

Wer? Die deutschen Akademiker (oder doch ein sehr lautstarker Teil von ihnen). Der Hinweis auf die vier letzten Phasen der deutschen Geschichte will sagen: Sie haben Respekt immer nur vor der kurzangebundenen Macht gezeigt und sich ihr stets eilfertig und überzeugungsvoll untergeordnet. Sie haben dagegen, wo die Umstände es erlaubten, von ihrem Recht auch auf die gemeingefährliche Torheit ausgiebigen Gebrauch gemacht und zum Schaden aller, jene politische Selbstzucht und Verantwortlichkeit vermissen lassen, die gerade ihrer selbstbehaupteten Vorzugsstellung so außerordentlich gut anstünde.

FRANKFURTER BÜCHERSTUBE
SCHUMANN U. COBET
Frankfurt am Main · Börsenstr. 2-4 · Fernsprecher 21494

Das zeigte sich auf eine geradezu eklatante und beschämende Weise anläßlich jenes zweitägigen „Studentenkongresses gegen Atomrüstung", der vor wenigen Tagen in der Berliner Freien Universität stattfand. An dem Kongreß nahmen über 300 Studenten als Delegierte der Anti-Atomausschüsse von 20 Hochschulen des Bundesgebietes und West-Berlins sowie etwa 200 westdeutsche und ausländische Gäste teil. Eine Reihe prominenter Referenten war aufgeboten worden.

Dieser Kongreß war schon vor seinem Beginn viel diskutiert worden. Die Skeptiker nannten Ort und Zeitpunkt dieses Kongresses verfehlt, befürchteten, das Unternehmen könne sich gerade angesichts der augenblicklichen Lage der Stadt zu einem „Schlag gegen Berlin" entwickeln und schließlich gab es gar einige, die den Studenten das Recht zu einem solchen Kongreß absprachen.

Leider haben die Skeptiker nur allzu sehr recht behalten. Gewiß fanden sich unter den Kongreßteilnehmern nicht wenige, die sowohl den Willen zu einer ernsthaften und sachlichen Diskussion als auch die dazu unbedingt erforderlichen Kenntnisse mitbrachten. Es gab eine zweite Gruppe (die ganz überwiegende Mehrzahl), die einfach gekommen schien, um einmal öffentlich demonstrieren zu können, daß politische Einfalt und Taktlosigkeit nicht ein Vorrecht der Boofkes ist. Es waren dies etwa diejenigen, die einen Redner, noch bevor er das erste Wort gesprochen hatte, mit Zischen begrüßten, weil ihnen seine Anti-Atom-Einstellung offensichtlich nicht ausreichend genug erschien; die randalierten, auslachten und Diskussionen abwürgten, ganz nach eigenem, voreingenommenem Gutdünken. Und es gab schließlich eine dritte (kleine) radikale Gruppe, die versteckt und geschickt verteilt, das alles dirigierte: das Zischen, das Randalieren und das Lachen, und die durch üble Geschäftsordnungspraktiken Resolutionen durchbrachte, deren Charakter eine ADN-Meldung vom folgenden Tag enthüllte: „Studentenkongreß erkennt DDR an."

Es gab drei Arbeitsgemeinschaften. Die eine, unter Leitung des SPD-Abgeordneten Schmidt (Hamburg), diskutierte über die Stellung der Weltmächte zur Atomfrage. Hier gelang eine vergleichsweise sachliche und von ernsthafter Bemühung zeugende Auseinandersetzung.

In einer zweiten Arbeitsgemeinschaft referierte der Schriftsteller Robert Jungk, doch die anschließende Debatte war ein anschauliches Beispiel für die Hilflosigkeit vieler Studenten gegenüber der politischen Realität.

Referent der dritten Arbeitsgemeinschaft („Atomrüstung und Wiedervereinigung") schließlich war der reisende Berufs-Nonkonformist Erich Kuby. Kuby, der bekanntlich das Herz ganz weit links und die Brieftasche ebenso weit rechts trägt, leistete gewiß das Äußerste an demagogischer Impertinenz. Er negierte nicht nur so ziemlich alles, worauf Freiheit, Lebensstil etc. des westlichen Ordnungssystems basiert. Nonkonformist nur gegen Westen akzeptierte er vielmehr recht konformistisch ebenso ziemlich alles, was vom Osten zur deutschen Frage vorgebracht wird. In einer erstaunlichen Demonstration seines Denkvermögens verglich er den Unmut der Russen über Berlin mit dem Unmut, den der Westen darüber empfinden würde, wenn Köln beispielsweise sich in östlicher Hand befände. Er verglich weiter die Abzeichenaktion des Kuratoriums Unteilbares Deutschland mit der Winterhilfsabzeichen-Aktion der Nazis (wozu jemand bemerkte, dann könne man mit gleichem Recht die Anti-Atomtod-Kampagne, wie Kuby sie führe, mit der Kohlenklau-Kampagne der Nazis vergleichen, wobei er es allerdings vorziehen würde, von einer Verkohlten-Klau-Kampagne zu sprechen).

Kuby war es schließlich auch, der entscheidend zu jenem Skandal beitrug, der den Kongreß kurz vor Beendigung fast noch gesprengt hätte, und der jedenfalls der Sache der Atombewaffnungsgegner großen Schaden zugefügt hat. Unter zahlreichen, überraschend eingebrachten Resolutionen befand sich eine, die unter seiner maßgeblichen Federführung entstanden war. Sie forderte nichts weniger als die Anerkennung Pankows und die Prüfung der Frage einer interimistischen Konföderation. Eine Diskussion über diese Forderung wurde nicht zugelassen, die Resolution angenommen.

Daraufhin kam es zu den erwähnten, stürmischen Differenzen. Ein Teil der Mitglieder und Delegierten distanzierte sich erregt von dieser Resolution und verzichteten auf eine weitere Beteiligung an dem Kongreß. Andere protestierten gegen den unsachlichen Ablauf der Veranstaltung. Als der Kongreß zu Ende war, lagen Distanzierungen oder Proteste von fast allen führenden Teilnehmern vor (von Laue, Gollwitzer, Goldschmidt, Stammer, Vogel, Weischedel, Jungk, MdB-Menzel, MdB-Schmidt, MdB-Mattik, Eva Müthel etc.). Auch der Berliner Arbeitsausschuß gegen den Atomtod und die Berliner SPD haben sich inzwischen von dem Kongreß distanziert.

Was bleibt ist nichts als der blanke Katzenjammer. Gewiß, wo immer jemand davon überzeugt ist, aus der Not eines beunruhigten Gewissens gegen die Atombewaffnung Stellung zu nehmen, wird man Achtung und Respekt bezeugen müssen. Nur muß solche Stellungnahme kenntnis- und verantwortungsvoll geschehen. Dies hier war nur konfuse Emotion. Eine gedanken- und instinktlose Demonstration des Unvermögens. Gegen die überwiegend einseitige Tendenz dieses mißlungenen Kongresses erklärte der Berliner SPD-Politiker Mattik: „Wir kennen die Fehler, die die Bundesregierung gemacht hat. Das darf uns jedoch nicht den Blick dafür trüben, wer eigentlich den Kalten Krieg begonnen hat. Totalitäre Kräfte sind die Gefahr unserer Welt. Die Sowjetunion hat die Drohung der Atombomben ausgesprochen. Eine einseitige Abrüstung ist so gut wie Unterwerfung." cf.—

Anstecknadeln ersetzen nicht politische Verantwortung

Zur Berlin-Frage erreichte uns folgender bemerkenswerte Beitrag. Wir betrachten ihn auch als Kritik an unseren Gedanken zum Thema Berlin. Die Redaktion

Berlin ist in Gefahr. Um die Situation zu entschärfen, haben wir fürs erste Abzeichen verkauft: das Brandenburger Tor in Silberfarben. Das „Kuratorium Unteilbares Deutschland" hatte im Dezember einen Aufruf „Macht das Tor auf" erlassen, die ganze Bevölkerung möge sich hinter Berlin stellen; andere Verbände und Organisationen schlossen sich ihm an, allerorten wurde appelliert und gemahnt. Unsere Sympathien für Berlin hindern uns indessen nicht, dieser Aktion, der andere folgen sollen, einige kritische Anmerkungen nachzuschicken.

Berlin ist ein politisches Problem, die Aktion betont vorab das „Menschliche". Sie will das Gefühl der Zusammengehörigkeit wecken oder festigen. Dagegen kann kaum etwas eingewandt werden, wenngleich auf die Gefahr hinzuweisen ist, daß das Politikum schlimmstenfalls zu einer sentimentalen „menschlichen" Geste verflüchtigt werden kann.

In letzter Zeit mehrten sich die Anzeichen, die auf Korrumpierung dieser Idee von der Verbundenheit der Westdeutschen mit Berlin abzielten. Jeder, so hieß es, solle das Brandenburger Tor in Silberfarben am Mantelkragen tragen und damit der Sowjetunion beweisen, daß wir in der Berlin-Frage geschlossen hinter der Bundesregierung stünden. Sich das Abzeichen anzustecken, bedeutete demnach zweierlei: Symbolische Rückenstärkung für Berlin und Bonn. Im gleichen Augenblick, da wir unser Vertrauen zu den Hauptstädtern bekundeten, hätten wir auch der Bundesregierung das Zeugnis ausgestellt, daß ihre seitherige Berlin-Politik richtig und keiner Änderung und Überprüfung bedürftig gewesen ist. Mit der Vertrauenskundgebung für Berlin hätte sich die Regierung die Legitimation ihrer politischen Maßnahmen erschlichen.

Nun kann man durchaus der Meinung sein, daß die jetzige Krise zu einem mehr oder minder großen Teil auf das Konto Bonns geht. Uns ist nicht bekannt, daß man sich hierzulande jemals Gedanken um eine Sicherung Berlins gemacht hätte — von einer militärischen abgesehen, die als ultima ratio aber doch wohl nicht in Frage kommt. Wer kennt aber nicht die Neigung der Russen, die Zeit für sich arbeiten zu lassen und im rechten Moment einen Plan auf den Tisch des Hauses zu legen, der den Westen dann prompt in peinliche Nöte bringt. So ist es jetzt im „Fall Berlin" geschehen. Die Überraschung hätte nicht unangenehm und peinlich zu sein brauchen, hätte man sich je etwas zum Thema Berlin einfallen lassen. Der russische Vorschlag, der uns heuer zu schaffen macht, ist Quittung für nichtstattgefundene Vorausplanung. Es mutet wie Bauernfängerei an, dieses Versagen schnell dadurch vertuschen zu wollen, daß man mittels Brandenburger Tor die Westdeutschen auf Vordermann bringen möchte.

Einigkeit in der Frage der nationalen Einheit ist eine schöne wie dringende Aufgabe. Doch geschieht sie hier nicht um den Preis der Wahrheit? Liegt nicht das Einheitsbewußtsein mit der Einsicht in die Zweckmäßigkeit politischer Maßnahmen im Streit? Diese Frage wird jeder anders beantworten. Uns scheint freilich, als könne man sich nicht für beides entscheiden, für Berlin und Bonn. Das Brandenburger Tor in Silberfarben ist Symbol für nichtvorhandene Politik, ist Ersatz für Politik. Es macht den Vorwurf gegen Bonn sichtbar, nicht zur rechten Zeit für eine gemäße Berlin-Politik Sorge getragen zu haben. Wir können den Berlinern nicht besser helfen, als Bonn seine eigenen Versäumnisse vorzuhalten — nicht aus pervertierter Lust zur Opposition. Sondern aus dem Glauben heraus, daß derartige, von den Massen im Stillen geübte Politik ein politisches Umdenken in der provisorischen Metropole erzwingen kann. Und nur eine Neuorientierung hilft aus der Sackgasse. E. F.

DISKUS FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

Herausgeber: Wolf Calebow, Eberhard Dehne, Konrad Huth, Klaus Scheunemann, Hanns Schreiner.
Redaktion: Hanno Reuther, Hanns Schreiner, Oscar Strobel.
Korrespondent in Bonn: Gert Baumgarten.
Korrespondent in Berlin: Joachim Fest.
Geschäftsführung: Günter Schwank, Königstein/Ts., Adelheidstraße 24, Telefon 883.
Anzeigenverwaltung: Etelca Götz, Frankfurt am Main, Leerbachstraße 92, Telefon 55 62 61.
Konten der Zeitung: Dresdner Bank Nr. 121 210. Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30 158.
Manuskripte sind zu richten an „DISKUS, Frankfurter Studentenzeitung", Universität Frankfurt am Main, Mertonstraße 26, Telefon 77 07 41, App. 520/521. Artikel, die mit dem Namen des Vefassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion.
Der DISKUS ist das Nachrichtenblatt der „Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V."; auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung hat die Vereinigung keinen Einfluß.
Druck: Druckerei Dr. Günter Zühlsdorf, Frankfurt am Main, Oederweg 39a, Telefon 55 11 78.
Abonnements zum Preis von 2,50 DM für zwei Semester sind unter Einzahlung des Geldes beim Vertrieb, Mertonstraße 26, zu bestellen.

Pankow über alles

Nach all dem, was in den vergangenen Jahren über die Deutschen geschrieben, geredet und gerätselt und auch von nicht wenigen Deutschen behauptet worden war, erschien es zunächst fast unglaubwürdig, wie besonnen und entschlossen Deutsche — selbstverständlich modifiziert entsprechend politischem Bekenntnis und Temperament — sich in diesen Wochen eindeutig zur Freiheit Berlins bekannten und die Welt gleichzeitig an den unverlierbaren Anspruch des deutschen Volkes auf staatliche Einheit erinnerten. Vergleicht man diese Haltung etwa mit den politischen Haßgesängen nach Abschluß des Versailler Vertrages oder mit dem deprimierenden politischen Fatalismus nach dem zweiten Weltkrieg, darf man schon die Behauptung wagen, daß es heute in Deutschland Ansätze für ein neues humanes Bewußtsein gibt. Es ist allerdings noch zu schwach, um schon als politische formende Kraft zu gelten.

Menschliches Versagen und politische Taktlosigkeit sind nicht Privilegien der oft zum Träger allen Ungeistes proklamierten sogenannten Masse, sondern sie sind nicht selten gerade bei denen zu finden, die aus höherer Formalbildung den Anspruch abzuleiten versuchen, sich so zu verhalten, als ob es für die keine Umwelt und keine politische Wirklichkeit gebe. Ungefähr zweihundert von über dreihundert deutschen Studenten, Vertreter der örtlichen Komitees der Bewegung „Kampf dem Atomtod" vom vergangenen Sommer, haben in diesen Tagen in Berlin nachträglich bezeugt, daß die Demonstrationen gegen die Atomrüstung, soweit sie von Studenten verantwortet wurden, weder ausschließlich noch auch nur hauptsächlich das humane Ziel der Mahnung zum Frieden angestrebt haben, sondern daß starke Gruppen innerhalb dieser Bewegung unter dem Vorwand humaner und überparteilicher Motive in ihr nur ein Mittel zum Zweck der Durchsetzung eindeutig parteiischer, nur den Sowjets und deren Satelliten genehmer Ziele sahen.

Es ist heute kein Zweifel mehr möglich, daß diese sich mit kommunistischer Ideologie und sowjetischen politischen und militärischen Zielen identifizierenden Studenten ihre Kommilitonen, die vor einigen Monaten in wirklich pazifistischer Gesinnung und humanem Enthusiasmus zusammen mit ihnen gegen die Atomrüstung protestieren, mißbraucht haben. Es hat sich einmal mehr gezeigt, daß auf einem Schauplatz ideologischen und machtpolitischen Kampfes Neutralismus oder pazifistischer Idealismus als politische Bekenntnisse en masse nicht mehr möglich sind. Diese Bewegungen werden vom Totalitarismus unterwandert oder sind schon bei ihrem Entstehen insofern unterwandert, als zumindest ein Teil der Initiatoren, idealistische humane Gesinnung vortäuschend, in Wirklichkeit geschickte Agenten des Totalitarismus sind. Gegen diese Tatsache spricht auch nicht, daß unpolitische, oft sehr gebildete Persönlichkeiten, formal unanfechtbar, als Schirmherren oder Sprecher dieser Bewegungen auftreten. Sie leisten obwohl möglicherweise frei von subjektiver Schuld, Handlangerdienste für die Verfechter der Unfreiheit. Jedes nicht eindeutig und bewußt individuelles Bekenntnis zur Humanität, also jede organisierte Demonstration für Gewaltlosigkeit wird demnach heute in Deutschland zum Hilfsdienst für die Unterdrücker der Freiheit und des Rechts.

Über die westdeutschen Studenten, die sich in Berlin offen zu Pankow bekannten, braucht eigentlich nichts gesagt zu werden. Fast einhundert huldigen in der Ostberliner Humboldt-Universität dem Staatssekretär Girnus, dessen persönliches Verdienst es ist, mehr als hundert Professoren, Dozenten, wissenschaftliche Assistenten und Ärzte zur Flucht nach West-Berlin und in die Bundesrepublik gezwungen zu haben. Allen anderen Kommilitonen, die, sei es in Verkennung der Folgen ihres Votums, sei es auch nur aus Freude an einer Demonstration ihres Willens zum Nonkonformismus an sich, ihre Stimmen für die Anerkennung des Gewaltregimes in der Zone abgaben, seien daran erinnert, daß die Berliner Bevölkerung, deren Gastfreundschaft sie wie etwas Selbstverständliches beanspruchten, wenige Wochen früher der Welt demonstriert hat, was die große Mehrheit der Deutschen unter Freiheit versteht.

Unsere Berliner Mitarbeiter berichteten übereinstimmend, daß die Resolution, in der Verhandlungen mit Pankow und interimistische Konföderation in Deuschland verlangt wird, unter der tätigen Beratung des Schriftstellers Erich Kuby entstanden ist. Wer Kubys politische Vorstellungen kennt, wird seinen Konformisums gegenüber dem Osten gewiß nicht in Frage stellen wollen. Was Kuby denkt, schreibt und unter seinem Namen publiziert, interessiert uns hier nur beiläufig. Es würde uns aber verwundern, wenn er sich öffentlich als Initiator und Redakteur dieser Resolution bekennen würde.

Daß es in der Bundesrepublik immer Kommunisten geben wird, ist gewiß kein Grund zum Jammern. Wir sind auch nicht von der Existenz der etwa hundert Kommunisten in der westdeutschen Studentenschaft überrascht.

Es liegt in der Natur historischer Entwicklungen, daß sich, im Augenblick der Entfaltung eines humanen, der Nation wieder einen Platz zuweisenden Bewußtseins, auch die Kräfte mobilisieren, denen Humanität als individuelle Qualität und Zusammengehörigkeit innerhalb einer Nation nur Hemmnisse für den, von ihnen immer wieder als unmittelbar bevorstehend angekündigten Zusammenbruch der bürgerlichen Ordnung bedeuten. Die Berliner Studentenkonferenz hat gezeigt, daß die Aktion der Studenten gegen Atomrüstung heute zu dem geworden ist, was noch vor wenigen Wochen als politische Diffamierung hätte empfunden werden müssen, zu einer Bewegung ähnlich der alten bolschewistischen Fünften Kolonne.

Oscar Strobel

Blatt-Gold

Eine Urkundenfälschung ohne Tadel begehen zu müssen, würde die meisten mindestens ebenso wie ein Staatsexamen ins Schwitzen bringen. Vielleicht erfordert das zweite sogar weniger Phantasie und Umsicht. Beides, wird man gern zugestehen, ist gleich gefährlich. Nur die Prämissen, unter denen man seine Arbeit begeht, sind verschieden. Darum verdienen auch die Betrüger mit System unsere Hochachtung. Ein durchdachtes Lügengespinst, wozu ein Netz von über hundert Urkundenfälschungen wohl gezählt werden kann, wie es Robert Schneider, „Chefpsychologe a. D.", gesponnen hat, ist ebenso schwierig wie selten und ein Triumph menschlichen Geistes, der leider keine Ehrung erfährt (außer einer milden Gefängnisstrafe), weil Auszeichnungen nur denen zuteil werden, die sich im vorgesteckten Rahmen der Ordnung und Gesetze betätigen, von denen selber nicht einmal erwiesen ist, ob sich nicht in ihnen nur die allgemeinen Lügen eingenistet haben, ohne die ein reibungsloses Zusammenarbeiten anscheinend nicht möglich ist.

Schließlich ist Robert Schneider nicht seinem mangelnden „Handwerk", sondern dem Rausch der Fälschung verfallen, der mit der zunehmenden Menge an „Urkunden" zu berechnen vergaß, daß sich damit zugleich der Zufall der Entdeckung notwendig herstellt. So hat er in einem seltsamen Zwang an einer eigenen Entdeckung gearbeitet, wie sich die Wahrheit überhaupt — und das ist der Witz, der uns ruhig schlafen lassen kann! — oft gerade durch ihre Widersprüche hindurch an den Tag bringt. Im Lachen aller Beteiligten — des Richters, des Staatsanwaltes und des Angeklagten kam sie zu sich selbst. Wir sollten uns des letzten würdig erweisen und ihm den Ehrendoktor der philosophischen, medizinischen und wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Frankfurter Goethe-Universität verleihen, deren Namensträger ja nicht umsonst dem Faust den Mephisto gegenübergestellt hat. Horst Helmut Kaiser

Unter einem Regenschirm

Wir stutzten, als zu lesen stand, daß die Kieler Studentin Sigrun Fuchs als Austauschstudentin einen Herrn Bashir, von dem sie nicht wußte, daß er ein millionenschwerer Pakistanfürst mit Palästen in Karachi, Peshawar und Lahore war, zu einem ausgedehnten Spaziergang in London überredete, wobei die beiden von einem starken Regen überrascht wurden, der Sigruns Begleiter veranlaßte, nach einem Taxi Ausschau zu halten, während sie ihren Schirm aufspannte und das Taxi ablehnte, weil es zu teuer sei, worauf der fürstliche Millionär, den dies ungemein beeindruckte, sein Geheimnis lüftete und Sigrun zur Frau begehrte, ohne daß sie dagegen etwas einzuwenden hatte.

So lobenswert nun die Sparsamkeit um ihrer selbst willen ist, hier klemmt der Regenschirm! Nicht, daß etwas gegen die rührenden Absichten des Mädchens zu sagen ist, dem der deutsche Schlager „Unter einem Regenschirm am Abend ..." gar nicht einmal ins Bewußtsein getreten zu sein braucht. Was ist schrecklicher als eine asketische Moral um ihrer selbst willen, wie sie nur Männer aufzustellen fähig sind? Und, wie die Geschichte beweist, sogar daran glauben! Nur gilt es davor zu warnen, daß wir Deutschen wieder ein Lob unserer Sparsamkeit singen, während die Beweggründe, unter denen das Paar gegen das subjektive Bewußtsein des Fürsten wie auch vielleicht des Mädchens zusammengekommen ist, viel hübscher und natürlicher sind. Caesar.

Unbewältigte Vergangenheit

Marburger Studenten und Gymnasialschüler weigerten sich, die erste Strophe der deutschen Nationalhymne zu singen. Dieser Zwischenfall ereignete sich auf einer Kundgebung mit Verkehrsminister Seebohm. Kaum hatten die meisten Anwesenden in den Chor „Deutschland, Deutschland über alles" eingestimmt, da verließen viele junge Leute demonstrativ den Saal. Solche oder ähnliche Vorfälle sind in der Bundesrepublik heute keine Seltenheit. Auch die Marburger Demonstration des Unwillens gegen nationale Symbole wäre als eine Verwirrung des Wahlkampfes schon wieder vergessen, hätte nicht das Marburger Kreisblatt, die „Oberhessische Presse", in scheinbar demokratischem Bemühen begonnen, Leserzuschriften abzudrucken, in denen das Verhalten dieser jungen Deutschen mit dem Hinweis gerügt wurde: „In meiner Schulzeit hätten die Schulbehörden in solchen Fällen eingegriffen ..."

Andere Zuschriften folgten. Dabei wurde erst den Demonstranten Raum zur Rechtfertigung und dann den Deutschlandlied-Sängern Gelegenheit zum Vorbringen nationaler Mißbilligungsäußerungen gegeben.

Die Gründe, die ihn zum Verlassen der das Deutschlandlied singenden Versammlung bewegt hätten, faßte ein Marburger Jura-Student so zusammen: „Der Gesang der 1. Strophe erweckt in uns die Erinnerung an die braunen Marschkolonnen des Großdeutschen Reiches, die unter Ausnutzung echter nationaler Empfindungen unter den Klängen des Deutschlandliedes Millionen Deutscher ins Verderben geführt und alles in den Dreck getreten haben, was wir schätzen."

Eine weitere Gruppe von Demonstranten, denen heute noch von den frühen Kindheitsjahren her der mechanische Drang im Blut steckt, daß man beim Absingen des Deutschlandliedes den rechten Arm zum Deutschen Gruß zu heben hat, begründete ihren Unmut gegen „Deutschland, Deutschland über alles" mit den Worten: „Es wurde im Dritten Reich dazu benutzt, nationalistische und imperialistische Ziele zu verfolgen, von denen das Lied im deutschen Volk wie auch im Ausland auch heute leider noch nicht ganz befreit ist. Wir glauben, daß auch dieses Lied, das in den Augen der anderen Völker den Anspruch erhebt, die deutsche Nation ‚über alles in der Welt' zu setzen, unser Ansehen zur Zeit des Dritten Reiches schwer geschädigt hat und auch heute noch, wenn wir das Lied singen, schädigen wird ..."

Das Schlußwort in dieser publizistischen Kontroverse erteilte die Marburger Zeitung, wie hätte man es anders erwarten können, dem sechzigjährigen Ortsvorsitzenden der Deutschen Partei, der Studenten und Schülern vordozierte: „Ich habe mich für ‚diese Jugend' im Herzen geschämt. Wenn das der Geist ist, der heute im Gymnasium herangebildet wird, kann ich das nur bedauern. Als ich noch das Gymnasium Philippinum besuchte, waren wir stolz auf Vaterland und Heimat und hatten Ehrfurcht vor dem Deutschlandlied."

Bleibt nur: den Ortsvorsitzenden einmal mehr daran zu erinnern, was in den vergangenen fünfzig Jahren alles im Namen Deutschlands geschehen ist. Es war sicherlich nicht das Lied, das die zornigen Marburger Schüler eigentlich verdammten, sondern sie wandten sich gegen diejenigen, die glauben, man könne es auch heute in unbekümmerter Heldenpose singen und damit demonstrieren, daß man nichts hinzugelernt hat. A. Do.

REDAKTIONSSCHLUSS
9. FEBRUAR 1959

Eine Frage?

Kennen Sie die vielen
Situationen des täglichen
Lebens, in denen Ihnen
Ihre Bank helfen kann?
Besuchen Sie uns,
wir beraten Sie mit
großer Erfahrung.

DRESDNER BANK
AKTIENGESELLSCHAFT
Frankfurt a. M., Gallusanlage 7

„Die Endlösung"

Dokument von Deutschlands tiefster Erniedrigung

Gerald Reitlinger: Die Endlösung, Hitlers Versuch der Ausrottung der Juden Europas 1939—1945. Colloquium Verlag Berlin. 720 Seiten, DM 24,80.

Das sicherste Mittel, selbstgefällige Bundesbürger des Jahres 1959 unwillig und übelgelaunt zu machen, wäre, ihnen das Buch „Die Endlösung" zur Lektüre zu empfehlen.

Noch nicht einmal anderthalb Jahrzehnte sind vergangen, seit die Konzentrationslager geöffnet wurden und der letzte Schleier bagatellisierender Mutmaßungen weggerissen wurde vor einem Geschehen, das in der Geschichte des deutschen Volkes einmalig ist. Erst heute scheint aber in Deutschland ein hoffnungsvoller Anfang zu einer nüchternen Klassifikation der Verbrechen von damals gemacht zu werden, statuiert durch die Verurteilungen der übriggebliebenen Mörder. Damit könnte das immer noch schizophrene Rechtsempfinden vieler Deutscher, das hinsichtlich der Verbrechen des Dritten Reiches nur träge reagiert, dagegen da, wo es um die individuellen Alltagsverbrechen von heute geht sich in stürmischer Entrüstung gebärdet, die längst überfällige Korrektur erfahren.

Am meisten machen heute aber diejenigen von sich reden, die den angenommenen Zahlen von den jüdischen Opfern des Dritten Reiches ihre „auf neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen basierenden" Statistiken gegenüberstellen und vorgeblich nachweisen, daß es nicht fünf Millionen waren, die den „Weg zur Freiheit durch die Schornsteine der Krematorien gingen", sondern allenfalls zwei Millionen oder gar einige Zehntausend weniger. So nichtsnutzig und moralisch verkommen solche Gespräche kryptofaschistischer Austüftler auch sein mögen, beweisen sie doch (wenn auch in höchst fataler Weise), daß selbst die Epigonen des Herrenmenschentums etwas zu ihrer Entschuldigung zu sagen versuchen.

Viel aufschlußreicher wäre indessen die Stellungnahme der Millionen, die damals nicht aktiv dabei waren, die nur zur Kenntnis nahmen, daß man den jüdischen Nachbarn abholte, die sich heute mit dem „guten Juden" brüsten, bei dem sie einstmals ihre Zigarren oder Spirituosen eingekauft haben. In Reitlingers Buch gibt es eine Stelle, die blitzlichtartig das Ausmaß der Korrumpierung erhellt, von dem das deutsche Bürgertum und seine verschiedenen Institutionen befallen waren. Als Hitler die Euthanasie der Geisteskranken befahl, protestierten deutsche Bischöfe mit unerhörtem Wagemut in Petitionen und öffentlichen Kanzelreden gegen diesen Mord. Dagegen ist bis heute noch nicht bekanntgeworden, daß ähnlicher Protest oder organisierter Protest überhaupt wegen der Deportation der deutschen jüdischen Mitbürger erhoben wurde.

Vieles mag dafür sprechen, daß durch geschickte psychologische Manipulationen das Entstehen von Abscheu und Opposition in der Öffentlichkeit verhindert wurde, so durch die befohlenen „humanen" Methoden bei den Razzien in den Straßen deutscher Städte, sprich: Einsammeln der zur physischen Vernichtung Ausgewählten unter Beachtung [illegible] Korrektheit und „[illegible]" Liquidation [illegible], dann Ghettos, dann Deportation mit beiläufiger „natürlicher Selektion" und schließlich der „Gnadentod" für lebendige Leichen). Der Tod, ein Geschenk des Führers für nicht mehr lebensfähige Kreaturen!

Zur selben Zeit predigten Pfarrer ihre üblichen Sonntagspredigten vor Christen, die, wie es Brauch war, ihrer Christenpflicht genügten, wagte man am Stammtisch zwischen den Worten eine Kritik an den Bonzen, trank man die letzten Flaschen der guten Jahrgänge, ging bei Fliegervorwarnung auch einmal nicht in den Luftschutzkeller und hoffte auf einen gnädigen Schlachtengott.

Mit kleinem Aufwand an Mensch und Material wurde die Vernichtung des europäischen Judentums geleistet. Diejenigen, die dazu ausersehen waren, sich die Hände mit Blut zu beflecken, waren die Gewaltverbrecher, die eine humane Justiz vor dem Schafott bewahrt, als „unnütze Fresser" den Nazis überlassen hatte und von diesen „ihrer Bestimmung zugeführt" wurden.

Die Organisatoren des Mordes, Landsknechte, spießige Bourgois, die die Karteien des Grauens gewissenhaft führten, auch Akademiker und Wissenschaftler der Erbbiologie wurden nach 1945 gerichtet, so man sie festgenommen hatte, manchmal nach anfechtbaren Verfahren, in der Regel unter peinlicher Beachtung aller sie entlastenden Momente. Schließlich bleibt die Gruppe der Untergetauchten, der „spurlos" Verschwundenen. Reitlinger nennt die Namen von achtzehn Hauptverbrechern, die entweder absolut unauffindbar, aus Gefängnissen entwichen oder seit geraumer Zeit nicht mehr gesehen wurden. Soll es Zufall sein, daß gerade aus dem Stab des SS-Obersturmführers Eichmann, dem Leiter der Judenabteilung der Gestapo, der durch seine Aktivitäten in Budapest noch lange nicht ganz geklärte Kontakte mit dem Ausland unterhielt, er und fünf seiner Genossen nicht mehr zu finden sind, oder, daß zehn höhere SS-Führer, die in Polen wirkten noch als verschollen gelten? Sind diese Verbrecher noch unter uns?

Clemens Hoßkirch

Handbuch des politischen Bürgers

Theodor Eschenburg: „Staat und Gesellschaft in Deutschland", Verlag Curt E. Schwab, Stuttgart, 808 Seiten, Register, Leinen, DM 32,80.

Man darf heute mit Genugtuung darauf hinweisen, daß Lehrer, politisch aktive Bürger und angehende Wissenschaftler der Politik ein vorzüglich geschriebenes und gediegen ausgestattetes Handbuch der Staatsbürgerkunde und der Grundlagen der politischen Wissenschaft zur Verfügung haben. Professor Eschenburgs Werk „Staat und Gesellschaft in Deutschland", das nun schon in der zweiten Auflage erscheint, gilt heute dem Parlamentarier und anderen, die sich mit den Grundlagen der Politik gelegentlich zu befassen haben, als „der Eschenburg".

In der Regel ist das allgemein verständliche und populäre Formulieren nicht gerade eine besondere Eigenschaft der deutschen Universitätsprofessoren. Als Ausnahme von der Regel beherrscht Theodor Eschenburg vollkommen die so seltene Kunst, verwickelte Gedanken allgemein verständlich und zugleich wissenschaftlich befriedigend darzustellen. Besonders die Darstellung der politischen Theorien im ersten Kapitel des Buches zeichnet sich durch knappste, treffsichere und äußerst einprägsame Formulierung aus.

Eschenburgs Buch ist hervorragend als Repetitorium für Studenten aller Fakultäten, die Prüfungen zu absolvieren haben, in denen die Beurteilung des politischen und gesellschaftlichen Allgemeinwissens eine große Rolle spielt. Wenn man dieses Buch aufmerksam gelesen hat, dürfte fast keine Prüfungsfrage in politischer Wissenschaft und den Grundlagen politischer Philosophie mehr ein unüberwindliches Hindernis sein. O. S.

50 Jahre Kröners Taschenausgabe

Der Verlag Alfred Kröner Stuttgart konnte im Jahre 1958 ein bedeutendes Jubiläum feiern. Seit 50 Jahren besteht Kröners Taschenausgabe. Der Verlag hat mit dieser 1908 begonnenen Buchreihe der deutschen Wissenschaft und vielen Studierenden einen großen Dienst erwiesen. Besonders heute, in einer Zeit, in der die von Generationen zusammengetragenen Bibliotheken selten geworden sind, und gesammelte Werke entweder unerschwinglich teuer oder überhaupt nicht mehr im Buchhandel erhältlich sind, will man absehen von den Zufällen, die das Antiquariat zuweilen bietet. Kröners Taschenausgabe bietet zu erschwinglichem Preis jedem gebildeten Laien und jedem Studenten, der sich um die Wissenschaft bemüht, in sorgfältig erarbeiteten Ausgaben die wichtigsten Partien der Werke der Großen aus Philosophie, Literaturgeschichte, Geschichtsphilosophie und Soziologie.

In Kröners Taschenausgabe sind dem Leser wichtige zeitraubende Vorarbeiten abgenommen, da bekannte Fachleute die Texte kritisch ausgewählt und mit präzisen Kommentaren versehen haben. Anspruchsvoll gestaltet, werden die Taschenausgaben Kröners auch bibliophilen Ansprüchen gerecht. O. S.

*

Robert Michels: „Soziologie des Parteiwesens" mit einem Nachwort von Werner Conze, Alfred Kröner-Verlag Stuttgart, 2. Auflage, 548 Seiten, DM 15,—.

In diesem Buch, dessen Lektüre besonders für den Soziologen und den politischen Wissenschaftler unumgänglich ist, wird mit bisher nicht mehr übertroffener Sachkenntnis die Struktur der Parteien untersucht. Obwohl die Studien Michels noch die Parteien des kaiserlichen Deutschland zum Gegenstand haben, sind ihre Ergebnisse von so allgemeiner Gültigkeit, daß sie auch heute noch das Wesentliche der Problematik zwischen Gewählten und Wählenden, Staatsführung und Volk, zwischen demokratischen Führungseliten und Parteimassen, mit größter Genauigkeit treffen.

J. J. Bachofen: „Mutterrecht und Urreligion", Alfred Kröner Verlag Stuttgart, 5. Auflage, 371 Seiten, Preis DM 9,90.

Die moderne soziologische Auffassung von Ehe und Familie wäre weit weniger verständlich, gäbe es nicht dieses Werk von Bachofen, in dem die These von der gesellschaftlichen Vermitteltheit der heute noch allenthalben als unverständlich hingestellten Institutionen Ehe und Familie an Hand einer bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch nicht da gewesenen Analyse der griechischen und orientalischen Geschichte vertreten wurde. Mögen auch alle Prämissen, von denen Bachofen in seinem Buch ausgeht, heute nicht mehr vertretbar sein, so kann doch ohne Übertreibung gesagt werden, daß das von ihm entworfene Bild von der Existenz und von den Wirkungen permanenter Antagonismen zwischen den Geschlechtern, in neuerer Zeit mehr als einmal mit den Mitteln der modernen Wissenschaft nachgewiesen und als wesentlich für Strukturwandlungen in der Gesellschaft anerkannt wurde.

Mit wissenschaftlicher Heiterkeit

C. Northcote Parkinson: Parkinsons Gesetz — und andere Untersuchungen über die Verwaltung (übersetzt aus dem Amerikanischen von Richard Kaufmann). Econ Verlag GmbH Düsseldorf, in Gemeinschaft mit der Schuler Verlagsgesellschaft Stuttgart. 160 Seiten, zahlreiche Zeichnungen von Osbert Lancaster. Leinen DM 9,80.

Parkinsons Gesetz — das ist ein Begriff, der fast schon zum Haushaltswort geworden ist. Erinnern wir uns etwa der Pressekritik an der Vergrößerung des hessischen Kabinetts: immer wieder wurde Parkinsons Gesetz zitiert. Jeder kennt Parkinsons Gesetz — vielleicht unter anderem Namen — denn die Entwicklung, die in Parkinsons Buch humorvoll analysiert wird, ist uns leider nur allzubekannt: es ist der Trend zur Überbürokratie.

Uns, die wir ob solcher Perspektiven entweder in Zorn entbrennen oder leise resignieren, kann es herzlich wohltun, in die angelsächsische Hausapotheke zu greifen und Herrn Parkinsons Medizin einzunehmen.

In amüsantem Dozierstil führt uns der Verfasser (Historiker und Soziologe an der Universität Malaya) durch das Labyrinth der „modernen" Verwaltung. Von der Wiege bis zur Bahre — von der Nachwuchsauslese (allen Prüfungskandidaten herzlichst zur Lektüre empfohlen) zum „Pensions-Punkt" — heiter-ironisch spürt er den scheinbaren Gesetzmäßigkeiten der Bürokratie, der Politik und der Wirtschaft nach und läßt seine subtilen Ketzereien in einigen verblüffenden Formeln und Thesen gipfeln.

So konstatiert er, daß die Personalzuwachsrate der öffentlichen Verwaltung zwischen 5,17 und 6,56 Prozent pro Jahr liegt, oder daß der „Koeffizient der Unfähigkeit" von Kabinetten und Ausschüssen zwischen den Werten 19 und 22 liegen muß (Anmerkung des Rezensenten: Das Bundeskabinett zählt nur 18 Köpfe).

Dichtung und Wahrheit, Allzumenschliches und Entmenschlichtes sind in zehn Essays, die zum Teil vorher im „Economist", in „Harpers Magazine" und „The Reporter" erschienen, miteinander verwoben.

Das Buch eignet sich vorzüglich zum auszugsweisen Vortrag in fröhlicher Runde. Wer es leise liest, kann — trotz mancher Länge — zwei oder drei Stunden lang vergnüglich schmunzeln. Allerdings kostet eine Stunde Unterhaltung mit Parkinson den deutschen Leser zwischen drei und fünf Mark. Ludolf Ernst

Wahnsinn mit Methode

Der „Fall Eisele" hat peinliches Aufsehen erregt; Beunruhigung in der Bundesrepublik, Empörung im Ausland; das war noch unangenehmer! Das sollte es nicht wieder geben.

Im englischen Unterhaus debattierte man über die nationalsozialistische Vergangenheit prominenter Bundesrepublikaner als Theodor Heuß zum Besuch nach London kam.

Welch ein Wahnsinn — und hat er etwa doch Methode? In Frankfurt in der Unterlindau ist in großen Lettern das Wort „Judenknecht" in leuchtendem Gelb an eine Geschäftsfassade geschrieben. Stehen die alten Geister wieder auf?

Keine Sorge! Die Inschrift ist alt und verwittert. Wind und Wetter haben nur die schlechte Farbe abgewaschen mit der sie vor Jahren übertüncht worden war; aber — wäscht der Regen in letzter Zeit nicht sehr viel Tünche ab? C. L.

DIE UNGARISCHE REVOLUTION

Ein Weißbuch. Die Geschichte des Oktoberaufstandes nach Dokumenten, Meldungen, Augenzeugenberichten und dem Echo der Weltöffentlichkeit von Melvin J. Lasky, mit einem Vorwort von Karl Jaspers. Veröffentlicht für den Kongreß für die Freiheit der Kultur. Colloquium Verlag Berlin. 352 Seiten, DM 24,80.

Kleine Geschichte des Dritten Reiches

Hans Buchheim: „Das Dritte Reich", Grundlagen und politische Entwicklung, Kösel Verlag München, 65 Seiten, Leinen, DM 6,80, kart. DM 4,80.

Etwas zu anspruchsvoll ist der Untertitel dieser kleinen Ideengeschichte des Nazismus. Zwar hat der Autor sachlich und nüchtern Wichtiges ausgesagt über die Grundlagen der Staatsauffassung Hitlers und seiner Partei. Inwieweit damit etwas Grundsätzliches über die Staatsphilosophie des Faschismus gesagt ist, ist in dem Büchlein nicht beantwortet. So könnte man zum Beispiel die These vertreten, nationalsozialistische Ideen seien einfach der Niederschlag von Hitlers willkürlichen und abstrusen Gedanken gewesen. Aber auch eine andere, nämlich die, daß die Ausschaltung der rechtsstaatlichen Institutionen durch die NS-Parteiorganisationen und der Bruch der damaligen Führungsschicht mit den Ideen des bürgerlichen Rechtsstaats an sich noch wenig über den speziell faschistischen Charakter dieser Maßnahmen aussagen. Wesentlich wäre aber, zu untersuchen, ob und wie sehr sich die NS-Diktatur von früheren Diktaturen unterscheidet.

Die oft geforderte eingehende Darstellung der Ideengeschichte der Jahre des deutschen Faschismus ist dieses Büchlein nicht, jedoch gibt es verschiedene Hinweise auf eine vielversprechende Methode, das Wesen des deutschen Faschismus zu charakterisieren. Der Versuch, sein Verhältnis zur freiheitlichen Rechtsordnung des Staates zum Kriterium für seine Beurteilung zu machen, ist ein Hinweis auf eine neue Variante historischer Methodologie.

Dieser historische Essay ist sehr lesenswert und provoziert kritische Gedanken über unsere jüngste Geschichte. Damit erfüllt er seinen guten Zweck. O. S.

Er träumt von Shih-huang

Alfred Lückenhaus: „MAO TSE TUNG." (Köpfe des XX. Jahrhunderts — Kleine Biographien großer Zeitgenossen.) Colloquium Verlag Berlin. 96 Seiten, DM 3,80.

Seitdem nicht mehr nur die Volkskommunen Chinas an sich, sondern die Krisis ihrer Organisation Gegenstand von Diskussion und Spekulation in der westlichen Öffentlichkeit geworden ist, gewann die treibende Kraft des chinesischen Kommunismus Mao tse tung bei uns noch mehr Beachtung.

Vor einigen Wochen ist er von seinen Pflichten als Staatsoberhaupt Chinas entbunden worden. Ist heute seine Stellung in Staat und Partei bedroht? Nikita Chruschtschow äußerte sein Mißfallen über die Volkskommunen Chinas, die Bevölkerung der chinesischen Großstädte, in denen es einmal westliches Leben gegeben hatte, opponierten gegen den Versuch, den Kern chinesischer Kulturtradition, die Großfamilie zu vernichten. Es gibt also Hinweise für einen zähen ideologischen Kampf in China, dessen Auswirkungen, käme es zu einem öffentlichen Zusammenstoß, im voraus auch nicht annähernd abgeschätzt werden könnten.

Mao ist eine Macht für sich. Er ist der erklärte Führer der chinesischen Bauern, die er von der Herrschaft der Mandarine befreite, deren Familienbindungen er jetzt zerstört, die ihm aber immer noch begeistert folgen, weil er ihnen das Bewußtsein von ihrer gewaltigen Macht gegeben hat, die weder ein innerer noch ein äußerer Gegner brechen kann.

Wer ist dieser Mao tse tung? Mit einprägsamen Worten und aus realistischer Distanz schildert A. Lückenhaus in einer Porträtskizze den Menschen und Revolutionär Mao. Er versteht es, etwas von den Besonderheiten des chinesischen Kommunismus transparent werden zu lassen, deren hervorragendste wohl die ist, daß Chinas Kommunismus vorwiegend ein agrarischer ist, Chinas innere Schwierigkeiten heute mit denen Rußlands in den zwanziger Jahren vergleichbar sind.

Die Studie „Mao tse tung" von Alfred Lückenhaus gewährt einen leicht lesbaren Eindruck von einer Persönlichkeit, die ganz sicher zu den „großen Köpfen" des 20. Jahrhunderts gehört. (Am Rande vermerkt sei dies: Der Leser, der Sinn für deutsche Denk- und Spracheigentümlichkeiten hat, findet in dem vorliegenden Büchlein das genre berlinoise moderne.) CF.

Die Sieger trugen Blauhemden

Der Kongreß gegen Atomrüstung, der am 3. und 4. Januar in Berlin tagte, war schon seit einiger Zeit recht umstritten. Von den einen wurde er begrüßt — so tat es der AStA der FU schon Ende Dezember — und von den anderen wurde er als eine „politische Instinktlosigkeit seiner Initiatoren angesichts der augenblicklichen Lage" bezeichnet — wie es die Berliner CDU getan hat. Diese scharfen Meinungsunterschiede gaben ihm auch in seinem Verlauf das Gepräge. Er bewegte sich fast ständig in einer sonderbaren Mischung von Hochspannung und politischer Blindheit, die mit einer gehörigen Portion von Unaufgeschlossenheit für die Meinung der Andersdenkenden gepaart war. Dies ist besonders verwunderlich, wenn man sich die Zusammensetzung des Präsidiums ansieht, dem bekannte Persönlichkeiten angehörten: Günther Anders, Stefan Andres, Max Born (nicht erschienen), Gerd Burkhardt, Dietrich Goldschmidt, Helmut Gollwitzer, Hans Henny Jahnn, Walter Jens, Robert Jungk, Erich Kästner, Max von Laue (nicht erschienen), Gertrud von LeFort, Alfred Marchionini, Walter Menzel, Eva Müthel, Hans Werner Richter, Helmut Ridder, Otto Stammer, Schenk von Stauffenberg, Hans Thirring, Heinrich Vogel, Wilhelm Weischedel, Ernst Wolff und Konrad Zweigert.

An der Tagung nahmen 318 Delegierte der Anti-Atomausschüsse von 20 westdeutschen und Westberliner Universitäten und Hochschulen teil, sowie rund 200 westdeutsche und ausländische Gäste. Unter diesen war auch der Rektor der Ostberliner Humboldt-Universität und ein Vertreter der Ostberliner Sowjetbotschaft. Die Gegenwart des Rektors der Humboldt-Universität löste bei den Studenten der Freien Universität und der Westberliner Presse einiges Befremden aus, denn gerade an der Humboldt-Universität werden noch heute freiheitlich gesinnte Studenten besonders streng verfolgt.

Der SPD-Bundestagsabgeordnete und stellvertretende Landesvorsitzende von Berlin, Kurt Mattick, richtete im Namen der Berliner SPD an den Kongreß eine Grußadresse. (Die Teilnehmer empfingen ihn mit Zischen, da diesen seine Anti-Atom-einstellung offensichtlich als nicht ausreichend erschien.) Mattick sagte, daß Berlin zur Zeit dem stärksten Druck der Sowjets ausgesetzt sei. Er rief dann aus: „Wir kennen die Fehler der Bundesregierung. Aber das darf den Blick nicht dafür trüben, wer den kalten Krieg begonnen hat. Die totalitären Kräfte sind die Gefahr unserer Welt und gegen diese totalitären Systeme der Neuzeit sind ‚Gandhi-Methoden' machtlos!" Die Delegierten aber verlangten eine bedingungslose Verdammung der Atombewaffnung. Mattick und die Mehrzahl der Berliner wissen aber, wem sie ihre Freiheit verdanken. Sie leben lieber frei mit Atombomben als ohne Atombomben unter der Kontrolle des SSD.

Professor D. Helmut Gollwitzer wandte sich zunächst gegen die kritischen Stimmen, die diesen Kongreß als problematisch und instinktlos bezeichnet hatten. Sodann stellte er fest, daß die atomare Kriegsführung unter dem Nein des Evangeliums stehe. Gollwitzer sagte: „Berlin ist das erste Opfer der westdeutschen Atomrüstung." Diese Behauptung suchte er damit zu begründen, daß es schon jetzt schwierig sei, Professoren im Bundesgebiet zu finden, die bereit sind, einen Lehrstuhl in Berlin anzunehmen.

Der SPD-Bundestagsabgeordnete, Dr. Walter Menzel, sagte, die Mehrheit des deutschen Volkes lehne die atomare Vernichtungswaffen ab. Auf die augenblickliche Lage Berlins eingehend, räumte er ein: „Die Form, in der Rußland seine Forderungen hinsichtlich Berlins auf dem internationalen Parkett angemeldet hat, ist nicht geeignet, unseren Kampf gegen die atomare Aufrüstung in aller Welt und insbesondere in Deutschland leichter zu machen." Menzel meinte, die Note wäre weder in dieser Form noch in diesem Zeitpunkt gekommen, wenn die Bundesrepublik nicht die atomare Aufrüstung beschlossen hätte. Er ist Vorsitzer des Bonner „Arbeitsausschusses Kampf dem Atomtod".

Dr. Erich Müller-Gangloff, Vorsitzender des Berliner „Arbeitsausschusses gegen den Atomtod", bedauerte, daß der Regierende Bürgermeister von Berlin, Willi Brandt (SPD), auf dem Kongreß nicht anwesend sein könne. Einige Delegierte quittierten dies mit Lachen. Auch Willi Brandt ist eine Persönlichkeit, die nach Auffassung einiger Delegierter zu weit rechts steht.

Etwa zur gleichen Zeit hatten vor der Tagungsstätte 15 FDJler der Ostberliner Humboldt-Universität Einladungen zu einer Aussprache in Ost-Berlin sowie zu einer Rundfahrt durch Ost-Berlin verteilt. Dieser Einladung folgten ungefähr 100 Delegierte. Im Senatssaal der Humboldt-Universität fand eine Sitzung statt. Ein paar westdeutsche Studenten verlangten dort die Freilassung der in der Zone inhaftierten Studenten und Professoren sowie des Studentenpfarrers Schmutzler. Der Ostzonale Staatssekretär für das Hochschulwesen, Girnus, tat die Anfrage mit dem Bemerken ab, daß dies eine Angelegenheit der Gerichte sei, in die Studenten nichts hineinzureden hätten. Dann schlug die FDJ einen „gesamtdeutschen" Studentenkongreß gegen die Atombewaffnung für den Mai 1959 vor. Der Hauptausschuß des „Studentenkongresses gegen Atomrüstung" hatte davor schon einen ähnlichen Antrag abgelehnt. Entsprechend den Wünschen der FDJ, sollten für die Vorbereitung des Maikongresses sofort eine gemischte Kommission aus Ost und West eingesetzt werden.

Durch sehr geschicktes Operieren der FDJ-Vertreter wurde beim Ostberliner Gespräch eine „Konföderation der beiden deutschen Staaten" gefordert. Sie konnte die westdeutschen Gäste für die Sache gewinnen, daß Gespräche zwischen Bonn und Pankow nötig seien. Für dieses Gespräch waren sie offensichtlich nicht im mindesten vorbereitet. Überdies waren die meisten in ihrer Gesinnung den Kommunisten nahe verwandt.

Im Ausschuß Atomrüstung und Wiedervereinigung wirkten unter anderem mit: Erich Kuby, Prof. Schottländer, sowie der stellvertretende Berliner SPD-Vorsitzende Mattick.

Zum festlichen Abschlußakt im Kasino am Funkturm erschienen die Sieger dieser Tagung, die FDJ, mit Blauhemden. Prof. Weischedel bedankte sich im Namen des Rektors dafür, daß keine Stühle der Universität zerschlagen worden seien. Für das zerschlagene politische Porzellan bedankte sich Pankow. Die östlichen Presseberichte überschlagen sich fast vor Jubel und Freude über diesen Kongreß und vor allem seine berühmte aber unrühmliche Resolution, von der übrigens die westlichen Pressevertreter nur mit großer Mühe den Text bekommen konnten, während der ostzonale Nachrichtendienst ADN verkündete, daß er den Text habe und ihn auch anderen geben könne!

Hermann Müller

Preisausschreiben

Für die zwei besten Vorschläge zur Durchführung eines Studentischen Winterfestes in den Räumen des Studentenhauses schreibe ich folgende Geldpreise aus:

1. Preis DM 60,—
2. Preis DM 30,—

Das Winterfest der Studentenschaft soll in einem der der Universität und den Studenten angemessenen Rahmen stattfinden und soll die räumlichen Möglichkeiten des Studentenhauses berücksichtigen.

Die Vorschläge sind bis zum 20. Januar 1959 im Zimmer 18 des Studentenhauses einzureichen.

Die Verteilung der Preise nimmt ein Preisrichterkollegium bestehend aus:

1. einem Vertreter des Lehrkörpers,
2. einem Vertreter des AStA,
3. einem Vertreter des Studentenhauses e. V.

unter Ausschluß des Rechtsweges vor.

Viebrock, Rektor

Soziologie in der Badewanne

Als zu Anfang des Semesters eine Flut von soziologiedurstigen Studenten im kleinen Hörsaal A zusammengepfercht, darauf hinausgeschleust, wiederum gesammelt und aufs neue weitergeleitet wurde, da ahnte noch keiner der Beteiligten, zu welchen Maßnahmen man sich an zuständiger Stelle entschlossen hatte. In unbefangener Vorfreude sah man dem Zeitpunkt entgegen, da der Seminarraum des Instituts für Sozialforschung aus seiner x-ten Renovationsperiode nunmehr vollendet hervorgehen sollte. Dieser Zeitpunkt war gekommen, und was dem verwunderten Betrachter sich darbot — und noch bietet — ist eine Idealsynthese: gigantisches Klosett und avantgardistisches Badezimmer. Absolut blicksicher, mit Fenstern, die keine sind; scheingekachelt, hellgrau hygienisch und so angenehm kontrastlos, mit einem Wort — ästhetisch! Dennoch: einige Beteiligte wollen einen bestimmten Verdacht geschöpft haben: Einmal zum Platznehmen gebracht unter quadratischer Deckenscheinwerfern schlug das aufkeimende Gefühl avantgardistischer Badezimmerfreiheit ins Gegenteil um.

Faltendurchdringende Bestrahlung.
Fahlgelbe Gesichtsmasken.
Meßapparatur an kahlgrauer Wand.
Penetrantes Surren, verbunden mit kühlem, kaum wahrnehmbaren Luftzug, zirkular um Nacken und Schläfen.

Einem den zuständigen Behörden nahestehenden Personenkreis ist zu Ohren gekommen, alles Kunst: soziologisches Diskutieren sei bloßer Vorwand. In Wirklichkeit, so heißt es, handle es sich hier um Menschenmaterial, angesammelt für progressive Experimente, betreffs: kontrolliertes Gruppenverhalten bei permanenter Tiefrauschkühlung.

Über die höchsten Auftraggeber selbst und deren wahre Absichten herrscht bis zur Stunde wenig Klarheit. Gerüchtweise verlautet, es gehe hier um die Fortführung gewisser, in unserem Jahrhundert bereits begonnener Humanversuche, die heute, wenn überhaupt, so nur unter strengstem Stillschweigen der operierenden Forscher durchgeführt werden können. Eine gewisse klinisch konstant gehaltene Unbefangenheit der V. P.n (Versuchspersonen) sei experimentnotwendig. Daher werden die Opfer zu bestimmten Zeiten auf Normaltemperaturen gebracht, zu anderen wiederum fiebrig heiß gehalten.

Noch herrscht in unentwegt dem Fortschrittsoptimismus verpflichteten Kreisen die Auffassung, diese Gerüchte seien nichts als das Phantasieprodukt hoffnungslos rückständiger, ängstlicher Gemüter. Wissenschaft, so wird betont, gedeihe eben einmal nur unter extremen Bedingungen. Weshalb nicht auch hier, mitten im keimfreien Badezimmerklo!?

Hochschulnachrichten

Der 23. Dezember des vergangenen Jahres war der 90. Geburtstag des 1951 verstorbenen Staatssekretärs und Oberpräsidenten Dr. Rudolf Schwander. Der Senat der Johann Wolfgang Goethe-Universität, Frankfurt a. M. hat des Verstorbenen in seiner Sitzung vom 10. Dezember 1958 voll Ehrfurcht gedacht.

Rudolf Schwander wurde 1868 zu Kolmar, also im damals französischen Elsaß geboren. Er begann seine Laufbahn als städtischer Schreiber und Büroassistent in Kolmar. Neben dem Beruf bereitete er sich auf das Abitur vor. Er studierte sodann in Straßburg Nationalökonomie. Damit beginnen bereits die Fäden, welche Rudolf Schwander mit Frankfurt verbinden, denn die Universität Frankfurt a. M. setzt seit 1918 die Tradition der alten Universität Straßburg fort. Schwander beschloß sein Studium mit dem Dr. rer. pol. summa cum laude.

Der junge Dr. Schwander erhielt sofort eine Anstellung als Kommunalbeamter in Straßburg. Es folgte ein rascher Aufstieg zum Leiter der Straßburger Armenverwaltung und bald darauf zum Bürgermeister von Straßburg. 1912 wird ihm die Nachfolge von Adickes in Frankfurt a. M. angeboten. 1917 wird er Staatssekretär im neugeschaffenen Reichswirtschaftsministerium. Zehn Jahre lang ist er Oberpräsident der preußischen Provinz Hessen-Nassau gewesen; von 1919 bis 1930 war er außerdem Staatskommissar der Universität Frankfurt a. M. Es häufte sich nunmehr eine Menge sonstiger Ämter und Auszeichnungen im Bereich dieser Stadt und dieser Universität. 1951 ist Rudolf Schwander zu Oberursel im Taunus gestorben.

Rudolf Schwander ist eines der letzten großen Beamtengenies gewesen, ein Staatsbeamter nach dem Vorbild des Frhr. vom Stein. Nicht die hohe Stellung, die er schließlich erreicht hat, ist für ihn kennzeichnend, sondern die stille, beharrliche und kluge Arbeit im Detail. Schwander ist ein Beweis dafür, wieviel politische und geistige Überlegenheit sich aus der fleißigen und klugen Bewältigung der Einzelprobleme gewinnen läßt. So hat Rudolf Schwander die Wahrheit des Goethe-Wortes bewiesen:

Eines recht wissen und ausüben, gibt höhere Bildung,
als Halbheiten im Hundertfältigen.

Professor Kraft, Ordinarius für Soziologie in der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät, spricht im Rahmen der Vortragsreihe „Philosophie und Politik", die in der Zeit vom 17. bis 20. März an der Universität Hamburg stattfindet, zu dem Thema: „Der Religionismus in der Politik der Gegenwart."

Die Streitfrage als Bühnenstoff

Reginald Roses „Die zwölf Geschworenen" im kleinen Theater im Zoo

„Vielleicht werden wir die Wahrheit nie herausbekommen. Das ist ein sehr qualvoller Zustand. Aber wir können es uns doch nicht dadurch leichter machen, daß wir uns einfach mit einer Unwahrheit abfinden." So lautet einer der Merksätze, die der amerikanische Fernsehstückautor Reginald Rose seiner Lieblingsgestalt unter den „Zwölf Geschworenen" in den Mund legt. Die durchschlagende Wirkung der Filmfassung ließ keinen Zweifel darüber zu, ob dieser Stoff, der als Fernsehspiel in den Staaten debutierte, schließlich auf den Theaterbrettern landen würde. Dafür sprach schon allein die klassische formale Einheit, auf die sich heutzutage besonders kalkulationserfahrene Erfolgsautoren der Thriller-Branche nur allzu gern besinnen, damit die einmal mühsam konstruierte Handlung nach Belieben für die verschiedenen Ansprüche umgearbeitet werden kann und somit die Tantiemen für ein und dasselbe gleich aus mehreren Quellen zugleich fließen mögen.

Dennoch: Das Stück ist geschickt gebaut, die Dialoge sind streckenweise nicht ohne Reiz und die Lust des Autors, sich in der Beschränkung zu üben, von der es heißt, daß sich in ihr die Meisterschaft zeige, ist zumindest bemerkenswert. Da zwingt sich Rose zu nuancenreicher Typisierung von zwölf verschiedenen Gesprächspartnern und bürdet sich Aufgaben auf — wie die der Durchgestaltung einer einzigen großen Szene, die durch keine äußeren Einflüsse und Anstöße ihre Wendungen nimmt — die einem kühnen Salto gleichkommen. Was Wunder, daß es dort, zumal in der Bühnenfassung Horst Budjuhns, nicht ohne Verrenkungen und gelegentliche Brüche abgeht. Denn wo die Entscheidung der Geschworenen, die über Leben und Tod eines jungen Menschen zu befinden haben, gleichsam vorweggenommen ist, gilt es, die Spannung aus anderen Reservaten als dem des Handlungsablaufes zu beziehen.

Was am Film vor allem faszinieren konnte, war der exerzierte Widersinn der Darstellung durch einen unfilmischen Film, der von einer an den Raum gefesselten Kamera lebte. Er fand seine Aufgabe in der Ausleuchtung von Schockeffekten, wie sie sich einstellen müssen, wo sich die Unvereinbarkeit der verschiedenen Charaktere mit der Enge des Beratungszimmers ins Unerträgliche steigern.

Solcherlei Wirkung kommt jedoch auf der Bühne nicht zum Austrag, weil ihr das Mittel der perfektionierten Illusion fehlt, zumal dann, wenn es Fritz Rémonds Regie im Kleinen Theater im Zoo nur selten gelang, die verbleibenden kümmerlichen Reste an Spannungselementen aus ihren psychologischen Untiefen herauszuarbeiten. So bleibt nur das Wort, die Umschreibung dessen, was an handlungsbezogener Problematik in einem zu Beginn der Vorstellung vom Band gespielten langatmigen Kommentar bereits an- und ausgedeutet worden war. Die bloße Formulierung der Streitfrage jedoch macht ein Diskussionsstück noch nicht aufführungsreif.

Ein im Ganzen gesehen wohl ausgewogenes Schauspielerteam — in dem Karl John immer und immer wieder auf jene Vormachtstellung verzichtete, die ihm schon die Rolle garantierte — warf sich jonglierend die Begriffe zu: Da war viel von der Schwierigkeit der Rechtsprechung und der Urteilsfindung die Rede, von der größtmöglichen Wahrscheinlichkeit, die man kurzerhand die Wahrheit zu nennen pflegt, vom Wesen einer Demokratie, von der Verantwortung des einzelnen und schließlich von jener Heilkraft des gesunden Zweifels demzufolge dieses Stück happyendet.

Volker Kühn

30 Jahre Akaflieg
1929–1959

22. Januar 1959, 19,00 Uhr, Hörsaal 1, (Universität)
Flugzeugtaufe

23. Januar 1959, 19,30 Uhr (Festsaal des Studentenhauses)
Festvortrag von Professor R. Mügge:
Meteorologie und Segelflug

23. Januar 1959, 21,00 Uhr (Festsaal des Studentenhauses)
Gesellschaftsabend

(Karten nur über AKAFLIEG 77 07 41 / 532)

Akademische Fliegergruppe Frankfurt e.V.

JAKOB VAN HODDIS

Ich kannte nur ein einziges Gedicht von ihm und wußte doch stets, daß er d e r Dichter war, dem die Bezeichnung „Expressionist" am wahrhaftigsten gebührte. Ja, es war sogar so: fiel nur irgendwo das Wort „Expressionismus", so dachte ich gleich und ausschließlich an dieses eine Gedicht, „Weltende" betitelt:

Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut,
In allen Lüften hallt es wie Geschrei,
Dachdecker stürzen ab und gehn entzwei
Und an den Küsten — liest man — steigt die Flut.

Der Sturm ist da, die wilden Meere hupfen
An Land, um dicke Dämme zu zerdrücken.
Die meisten Menschen haben einen Schnupfen.
Die Eisenbahnen fallen von den Brücken.

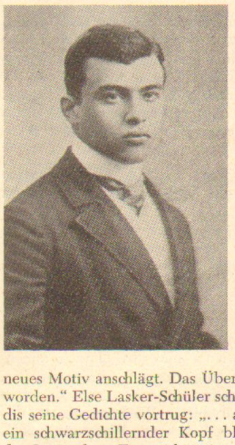
Dieses Gedicht wurde 1911 publiziert „und ist, nach Aussage von Beobachtern der damaligen Literatur, als der Anfang der expressionistischen Dichtung zu betrachten" (Fritz Usinger). Franz Pfemfert schrieb in seiner AKTION Nr. 40 vom Jahre 1913 als Anerkennung zu einer Selbstdeutung Alfred Lichtensteins: „Man erinnere sich des schönen ‚Weltende' des Jakob van Hoddis; Tatsache ist, daß Lichtenstein dieses Gedicht gelesen hatte, bevor er selbst derartiges schrieb; ich glaube also, daß van Hoddis das Verdienst hat, diesen ‚Stil' gefunden zu haben, Lichtenstein das geringere, ihn ausgebildet, bereichert, zur Geltung gebracht zu haben." Jetzt, da man, dank Paul Pörtner und dem Verlag der Arche von Peter Schifferli, GESAMMELTE DICHTUNGEN von JAKOB VAN HODDIS erhalten kann, sieht man, daß dieser „Stil" Weltende war, daß im Grunde jedes Gedicht von van Hoddis Weltende betitelt sein könnte. Er selbst hat das Weltende gelebt, und selten oder nie zuvor waren Leben und Werk so im tragischen Sinne eines wie hier, so gleich unbehaust, gleich zynisch und selbstzerfleischend, gleich erlösungssüchtig und unheilbar verloren. Paul Pörtner sagt in seinem Nachwort: „Er war der Gezeichnete. Er wuchs in den Wahnsinn mit unausweichlicher Aufrichtigkeit. Das Gedicht war sein Gericht. Es riß ihn hinein ins Strömen ohne Wiederkehr, es entriß ihn der Sprache und der Welt, es sog ihn hinein in die blendende Identität, die alle Bezüge auslöscht." Und van Hoddis selbst hatte geklagt:

Weh mir, dem Gott die nackten Sonnen wies
Und fahler Höllenstädte grelles Leid.

Und Donner, Licht und Meere reden hieß.
Er höhnt mich nur in meiner Einsamkeit.

Ich kann den Tag nicht lieben, den ich schuf . . .

Jakob van Hoddis wird am 16. Mai 1887 in Berlin geboren. Schreibt schon mit 13 Jahren Gedichte. Nach einem mißglückten Architekturstudium in München gründet er 1909 gemeinsam mit Kurt Hiller, Erwin Loewenson, Erich Unger, David Baumgardt, Ernst Blaß u. a. den NEUEN CLUB und das NEOPATHETISCHE CABARET. Dazu Kurt Hiller: „Name und Begriff dieses literarischen Cabarets stammten von Loewenson, der auch das Manifest ‚Neopathos' verfaßte. Der dichterisch stärkste Vertreter unserer Anschauungen war Jakob van Hoddis. Als auch Georg Heym nach seiner ersten Vorlesung in unserem Kreis 1910 begeistert aufgenommen und anerkannt wurde, blieb Hoddis doch derjenige, dessen Gedichte einem Teil unseres Kreises den eigenen kunsttheoretischen Erkenntnissen, oder besser, Wunschvorstellungen adäquater schien als Heyms Wucht der Phantasie. Das Dämonische seiner Visionen, das Kataraktische seiner Bilderströme hatten bei aller Großartigkeit etwas Barbarisches im Vergleich zu dem zarteren und zynischeren, geistigeren und skeptischeren van Hoddis." Von Loewenson, dem nächsten Freund des Dichters, erfährt man: „Van Hoddis war der sparsamste Lyriker, der nur dichtet, wenn ihn eine seitliche oder völlige Umwendung seiner Ichhaltung dazu zwingt; demnach wäre jedes Gedicht auch aufzufassen als Eintragung in ein Tagebuch. Schon die Frühgedichte seiner ersten Studentenjahre 1907—1909 hüpfen von Stil zu Stil, von Haltung zu Haltung. Das hat er, anscheinend in bewußtem Humor, beibehalten, wie auch die Schlußpointe vieler seiner Gedichte noch ein unerwartet neues Motiv anschlägt. Das Überraschende ist ihm zur Norm geworden." Else Lasker-Schüler schließlich beschrieb, wie van Hoddis seine Gedichte vortrug: „. . . auf einmal flattert ein Rabe auf, ein schwarzschillernder Kopf blickt finster über die Brüstung des Lesepultes. Er spricht seine kurzen Verse trotzig und strotzend, die sind so blank geprägt, man könnte sie ihm stehlen. Vierreiher-Inschriften; rundherum müßten sie auf Talern geschrieben stehen in einem Sozialdichterstaat." Ludwig Meidner hat diesen Raben gezeichnet und gemalt, immer aufs neu, wenn sie zusammen die ganze Nacht durch Berlin gestapft waren bis die Sonne herauskam. Von Meidner wissen wir auch, daß der Großteil des Werkes — trotz dieses Arche-Bandes — als verloren gelten muß. Verloren ging vor allem die gesamte Prosa, die van Hoddis in späteren Jahren geschrieben hat, Rudolf Kurtz erzählte kürzlich von einem Manuskript „Babylon, oder die Träume eines wahnsinnigen Juden", „eine Vision im Feuerschein, dicht am Wahnsinn, dicht am Rande des Nicht-mehr-Ausdrückbaren, am ehesten noch mit Lautréamont zu vergleichen".



In der AKTION Nr. 50, 1912, stand eines Tages zu lesen: „Jakob van Hoddis wurde vor ungefähr fünf Wochen von einem Arzt und zwei Helfern in seiner Wohnung heimgesucht, gepackt, mittels Einspritzung widerstandsunfähig gemacht, und in eine Anstalt bei Nikolasee gesperrt. Die Internierung erfolgte auf Veranlassung seiner eigenen Angehörigen . . ." Van Hoddis floh aus dieser Anstalt zwar nach einem Monat, aber die Anstaltsmauern sollten ihn nie mehr loslassen, sie folgten ihm nach, brachten es so weit, daß der Dichter ihrer tatsächlich bedurfte; Jena, Frankenhain, Tübingen, Sayn bei Koblenz sind die Gefängnisse des Dichters, den man hätte retten können, wenn man ihn nicht hätte vernichten wollen, da er und sein Werk gefährlich waren, wenn sein Werk nicht so gefährlich gewesen wäre, daß es seinen eigenen Schöpfer vernichten mußte. Am 30. April 1942, als die Eisenbahnen längst von den Brücken fielen und das Weltende in Deutschland begonnen hatte, wurde Jakob von Hoddis unter der Nummer 8 aus der Heilanstalt Sayn deportiert und von Hitlers Schergen ermordet. 1933 bereits hatte die Mutter des Dichters Deutschland verlassen — und ihren Sohn, der ja nur ein Dichter war, den Nazis ausgeliefert.

1950, als das Volk Hitlers längst seinen Hitler vergessen hatte und einen neuen Hitler erwartete und sich deshalb seiner Dichter noch nicht erinnern wollte, hörten wir dann aus Paris die mächtige Stimme André Bretons, des Erzpriesters der Surrealisten und Kriegsdienstverweigerers: „Es ist ein kleiner Gedichtband, der nicht brennen will, der sich weigert, das Los der vielen anderen Werke zu teilen, deren Autodafé die Hitlerdiktatur organisiert hat in der Hoffnung, den Gedanken der permanenten Revolution aufzuhalten. Wir sind hier am äußersten Ende der deutschen Poesie, die Stimme von van Hoddis kommt vom höchsten und feinsten Ast des vom Blitz getroffenen Baumes."

Aus Paris mußten wir uns es sagen lassen, daß wir weder Jakob van Hoddis noch das Weltende bemerkt haben. Aus Paris mußten wir erfahren, daß wir unsere wichtigsten Dichter noch immer nicht kennen. Von Jakob van Hoddis könnte man unter anderem Folgendes erfahren:

„Wie die Dinge an und für sich sind, kann man nicht wissen." — Er dachte mit gequälter Wut. — „Irgend etwas, das sich Erscheinung nennt, wird mir gegeben. Das ordne ich. Jede Ordnung ist richtig, die ich durchführen kann." Er suchte zurück nach seiner Vision. „Vielleicht bin ich verrückt", dachte er, „aber —". Er sah ein Schneefeld in klarer Luft. „Aber", vollendete er seinen Gedanken, „es lohnt sich!"

Und diese so biographische Prosaskizze endet mit einem Schlag in drei erschütternden und unausweichlichen Sätzen:

Die Straßen waren leer. Die Stühle streckten ihre Beine aus den Caféfenstern. Ein kleiner weißer Hund lief über den Damm und fraß ihn auf.

Das war die letzte Vision des Weltende-Dichters, der festgestellt hatte, daß es sich lohne, ver-rückt zu werden, daß er zum Schluß von einem Schoßhündchen gefressen würde. Und genau so kam es ja auch: seine Mutter und „Mutter Deutschland" ermordeten ihn, die Schoßhündchen wollten lieber von den Brücken fallende Eisenbahnen, wollten lieber Hitler und alles, was mit ihm kam, als einen Dichter, den Dichter Jakob van Hoddis, dessen Werk und Leben schon bestehen würden, wenn er nur dies eine Gedicht geschrieben hätte: Weltende.

Peter Hamm

Foto aus: Jakob van Hoddis: „Weltende". Im Verlag der Arche, Zürich 1958.

Stimmen zum Berliner Anti-Atomkongreß:

Geschäft mit politischer Unreife

Nachdem noch unlängst die Eidgenossen sich mit Erfolg dagegen zur Wehr gesetzt hatten, daß die Atomwaffengegner durch ihre Anwesenheit die vaterländische Verteidigungspolitik aus dem Konzept brächten, ist nun dennoch die Demonstration für den Frieden zu einem Stück Tagespolitik im Kalten Krieg geworden. Diesmal nicht in Basel, sondern in Berlin. Offenbar konnte der Berliner Bürgermeister der mit der SPD liierten Anti-Atomkampagne nicht sein Placet versagen. Es ist für eine Partei aber immer ein fragwürdiges politisches Spiel, von einer Bewegung profitieren zu wollen, die ihre eigene Dynamik und — entgegen den Verdacht Adenauers — ihr eigenes politisches Konzept besitzt. Oder sollte dies Konzept erst neueren, neuesten Datums sein und sich der „Diskussion" im „demokratischen Sektor" mit Girnus und Hartke verdanken? Fest steht jedenfalls, daß die Bewegung der Atomwaffengegner in Berlin erstmals eine einheitliche Konzeption „erarbeitete", die sich allerdings in einer verblüffenden Weise mit den Vorstellungen deckt, die sich der Ostblock seit langem über das Deutschlandproblem macht. Der Verführung, die für einen Teil der Atomwaffengegner längst von der pazifistischen Phraseologie der östlichen Propaganda ausging, ist in Berlin angesichts der Nähe der gepriesenen Friedensgötter offenbar auch die Masse erlegen. Für sie wurde der Friede zum Köder, um dem wackligen Regiment Ulbrichts ein wenig mehr von dem Nektar der Anerkennung durch bundesdeutsche Gremien zu kosten zu geben, dessen er zur Kräftigung seines Ansehens in der „DDR" so dringend bedarf. Solche radikale Opposition gegen den Adenauer-Kurs paßte freilich schlecht ins Konzept der gemäßigten Opposition der SPD, die auf Spekulationsgewinne aus Adenauers kapitalistischen Errungenschaften angewiesen ist. Gemahnte doch die Radikalität der Atomwaffengegner die bundestreuen SPD-Vertreter in peinlicher Weise an ihre eigene klassenkämpferische Vergangenheit! Blieb ihnen nur übrig, sich resolut von einer Bewegung zu distanzieren, von der sie gehofft hatten, daß sie das gesamte Volk ergreifen und auf diese Weise der „ewigen Oppositionspartei" politisches Oberwasser geben würde. Peinlich ist das Resultat der Tagung aber nicht nur für die SPD als die bisher stille Nutznießerin der Aktivität der Atomwaffengegner, sondern auch für das „freie Berlin", in dem die Tagung stattfand und in dem jetzt — gerade in der Zeit seiner äußersten Gefährdung — zum erstenmal politische Thesen in aller Öffentlichkeit laut wurden, die, würden sie realisiert, seinen sicheren politischen Untergang bedeuteten, am peinlichsten aber für die bundesdeutsche Studentenschaft, als deren Vertreter der Kongreß in der Weltöffentlichkeit erscheinen muß. Ulbricht freilich kann befriedigt schmunzeln; daß das politische Konzept, um dessen Anerkennung er bei seinen eigenen Studenten vergeblich kämpft, von der westdeutschen Studentenschaft begeistert verkündet wird, hätte selbst e r sich wohl kaum träumen lassen. Schmunzeln kann auch Adenauer, dem die Atomwaffengegner das beste Mittel ihrer eigenen Diskreditierung selbst in die Hand gegeben haben.

D. D.

Erbärmliches Schauspiel

Man muß den Sowjets tatsächlich dafür dankbar sein, daß sie mit ihrem unverschämten Griff nach dem freien Berlin den Ernst der Situation, in der sich die Bundesrepublik seit ihrem Bestehen befindet, allen denen wieder einmal zu Bewußtsein gebracht hat, die ein kurzes Gedächtnis zu haben scheinen und von Zeit zu Zeit auf drastische Art und Weise daran erinnert werden müssen, daß die Freiheit der 54 Millionen Menschen in der Bundesrepublik nicht bis in alle Ewigkeit gesichert ist. Es war wohltuend, wie dem Ausbruch der Berlin-Krise das Gezeter aller Neutralitätsapostel, Atompanikmacher und der Verfechter eines disengagements mit einem Male leiser wurde oder gar verstummte, und der Born politischer Weisheit dieser Leute versiegte. Einige Prominente, die sonst keine Woche verstreichen ließen, ohne eine Breitseite gegen die Bundesregierung und deren Außenpolitik abzugeben, sind in den Tagen und Wochen seit Ausbruch der Berlin-Krise sehr kleinlaut geworden. Was würde jetzt aus dem freien Berlin, wenn wir der „Weisheit" dieser Propheten gefolgt wären und heute ohne Verbündete und ohne Waffen dastünden? Mit Deklamationen kämen wir gewiß nicht weit.

In diesem Zeitpunkt, wo es darauf ankommt, dem Bolschewismus die innere Geschlossenheit des westlichen Lagers und insbesondere der Bundesrepublik zu demonstrieren, findet in West-Berlin ein „Studentenkongreß gegen Atomrüstung" statt. Was sich auf diesem Kongreß abgespielt hat, mag man vielleicht ermessen, wenn man hört, daß sich schließlich sogar der sozialdemokratische Bundestagsabgeordnete Schmidt (Hamburg) von diesem Kongreß distanzierte. Man forderte Verhandlungen mit dem Zonenregime, das gerade dabei ist, seinen Würgegriff um das freie Berlin zu legen, und verlangte eine interimistische Konföderation mit dem Sowjetzonenstaat. Man muß ein Übermaß an Naivität oder an politischer Verantwortungslosigkeit besitzen, um solche Forderungen überhaupt und noch dazu an diesem Ort und zu diesem Zeitpunkt zu erheben. Für ein Bekenntnis zum freien Berlin hatte diese Gesellschaft keine Zeit, dafür aber um so mehr Zeit, um in Ost-Berlin mit dem Kommunisten Girnus Gespräche zu führen und eine den Kommunisten angenehme Resolution anzunehmen. Mit jenem Girnus, der für die Flucht mehrerer hundert Professoren, Dozenten und Studenten aus der Zone im letzten Jahr verantwortlich ist. „Studentenkongreß erkennt DDR an" — das war der Triumphschrei der Zonenpresse, denn nur um die Anerkennung der sogenannten „DDR" geht es den Pankower Machthabern. Die Verurteilung des Harich und der Terrorprozeß gegen Jenaer Studenten vor einigen Monaten beweisen, daß die Kommunisten nur ein Konzept für die Wiedervereinigung parat haben: die Bolschewisierung ganz Deutschlands. Wenn man die Grußadresse eines Sozialdemokraten mit Zischen und die Kritik des Bundestagsabgeordneten Schmidt mit „Pfui"-Rufen quittiert, dann drängt sich einem die Vermutung auf, daß die in Berlin versammelten Studenten wahrscheinlich am liebsten von Kommunisten begrüßt worden wären, den kommunistischen Rektor der Humboldt-Universität hatte man sich doch bereits herübergeholt und „begrüßt".

Man sollte sich die Leute, die in Berlin geglaubt haben, eine kleine Rebellion veranstalten zu können, etwas näher ansehen und den Herren Stern und Opitz von der Hamburger Studentenzeitschrift „Konkret", einem der übelsten publizistischen Organe in der Bundesrepublik, das von Studenten angefertigt wird, sollte man bedeuten, daß auch bei uns die politische Freiheit dann eine Grenze hat, wenn man beginnt, diese Freiheit böswillig zu mißbrauchen.

Der Berliner Theologieprofessor Gollwitzer hat die Behauptung aufgestellt, Berlin sei das „erste Opfer der atomaren Aufrüstung". Man könnte Kopfschmerzen bekommen, wenn man versucht herauszubekommen, wie das wohl möglich ist! Den Studenten, die sich in Berlin für das erbärmliche Schauspiel hergegeben haben, sei an dieser Stelle gesagt, daß die Rolle, die sie in Berlin gespielt haben, nichts mehr mit dem freiheitlichen Rebellentum gemein hat, das man von Studenten zu erwarten gewohnt ist. Für den, der aus der Zone in die Bundesrepublik geflüchtet ist, ist die politische Naivität und Verantwortungslosigkeit eines Teiles der westdeutschen Studentenschaft die ärgste Enttäuschung.

Heinz Rasch

Streitbare alte Dame

Auf eine DISKUS-Glosse über Wohnraumnot der Studenten, die von der Zeitung „DIE WELT" abgedruckt wurde, antwortete uns eine Leserin aus Lübeck. Wir veröffentlichen hier einen Auszug aus diesem Brief.

„. . . Sie würden die Hände über den Kopf zusammenschlagen, wenn Sie wüßten, oder ich Ihnen erzählen würde, durch verdient hat! 12 Stunden arbeiten (später „nur" 8) und dann zur Uni jagen und d i e Vorlesungen hören, die von 8—10 Uhr lagen. Es ist ihr keine Perle aus der Krone gefallen, denn sie wollte sich und — uns helfen. Mein Vermögen hatte sich in zwei Inflationen in Luft aufgelöst. Ich begreife nicht, weswegen die heutige Jugend, die ja nur 10—15 Jahre jünger ist, als unsere Kinder (die alle ganz prächtige, l i e b e v o l l e Menschen geworden sind, obwohl sie manche Schmutzarbeit gemacht haben), sich ihre Fingerchen um keinen Preis schmutzig machen wollen. „Sie könnten sich ja etwas vergeben!" Meine Enkelkinder, besonders die der oben erwähnten Tochter, die ihre Kinder mit Liebe u n d Strenge, sprich Konsequenz, erzieht, holen jetzt schon ohne Murren! die Kohlen aus dem Keller, helfen im Garten etc. obwohl sie doch auch lieber draußen spielen. Ich wünschte, Sie könnten das einmal sehen, dann würden Sie es nicht mehr unverschämt und als eine Zumutung finden, wenn eine alte Dame gegen eine so geringe Hilfeleistung, wie Heizung besorgen, ein Zimmer umsonst abgeben will."

Richard Wolf: Zwei Erzählungen

Kleiner Rundflug

Es gibt Gegenstände, die auf ein bestimmtes, in der Regel dreisilbiges Wort hin vom Boden sich erheben. Davon hört man allenthalben. Mehrfach handelt es sich um Teppiche orientalischer Herkunft; aber auch um Herumstehendes, Unangenehmes (freilich nicht ausschließlich). Einige beispielsweise wissen von Kisten zu berichten, von Kartons mit schlecht lesbarer Aufschrift; andere (insbesondere C. Schröter in „Über fliegende Objekte") sprechen von Truhen und Koffern; wieder andere von Tieren, welche man für gewöhnlich nur am Boden antrifft.

Ich habe zu erzählen von meinem Besuchssessel. Mein Besuchssessel ist natürlich kein Zeppelin; aber wenn ich mich gerade setze, die Beine etwas anhebe, die Hände, die zunächst unsicheren feuchten Hände heftig um die Lehnen klammere und „. . . " flüstere, fliegt er auch einigermaßen. Den Blick geradeausgerichtet, zur Sicherung, falls etwas im Wege ist (das Brustbild aus der Militärzeit meines Vaters oder die Portiere oder im grünen Kübel die Zimmerlinde) ziehe ich dann meine Runden durch das Wohnzimmer. Die Kurven wollen gelernt sein; aber wie überall macht es auch hier die Übung. „Gib acht auf den Kronleuchter" ruft mir meine Frau zu. Unbesorgt, denke ich, unbesorgt, hier passiert nichts.

Verhältnismäßig kunstvoll sind meine Landungen. So wie er beim Aufstieg sich mir darbot, drehe ich den Sessel in der Luft und vorsichtig, mit sensiblen Fingerdrücken, mit einem von Atemlosigkeit blassen Gesicht senke ich ihn, senke meinen Sessel, gleite Zentimeter um Zentimeter dem Teppich entgegen, dessen geblümtes Muster meinem Auge immer deutlicher entgegenpocht. Will man diesen Vorgang bezeichnen, so würde ich vorschlagen: „auch bei einer schwierigen Übung hat er ihn in der Gewalt".

Beim Aufsetzen meines Besuchssessels geht es ohne kleine, vom Boden aufsteigende Staubwolken natürlich nicht ab. Einige Augenblicke sogar ist das Zimmer von einer Art Schleier verhängt. Dann erlausche ich die bange Stimme meiner Frau, die an der anderen Seite des Raumes sich befindet und besorgt fragt, ob ich verletzt sei; ob ich Blut verliere; ob ich Schmerzen habe; ob sie Verbandszeug, heißes Wasser, Arm- oder Beinschienen bereitstellen solle.

„Einen heißen starken schwarzen Kaffe bringe mir, meine Frau", erwidere ich, „ich bin gut gelandet. Die Landung ist geglückt."

Die Termiten

Die Zahl der Heuschrecken (Pachytylus migratorius) hat nicht zugenommen, im Gegenteil, sie hat etwas abgenommen. Dafür hat die Zahl der Termiten (Termes lucifugus Rossi) etwas zugenommen.

(Aus dem Bulletin des Insektologen Ettig)

Die Wandertermiten haben meine gute Stube kahlgefressen. Die Termiten sind es gewesen. Nur umgedreht habe ich mich, um an das Barometer zu klopfen, schon war alles kahl.

Diese Tiere waren seit langem angekündigt; einige Wochen las man in den Zeitungen von nichts anderem. Der Magistrat hat Vorbereitungen getroffen, Barrikaden errichtet, weißes gepulvertes Insektenmittel ausgestreut, Kanonenschüsse abgefeuert, wodurch Termiten erschrecken sollen, Wachtürme überall aufgestellt, von denen aus man den Zug der Termiten schon in großer Entfernung beobachten kann; alles war getan, nur meine gute Stube zu schützen hat man vergessen. Umgedreht habe ich mich, um an das Barometer zu klopfen, schon war alles kahl.

Wundern darf ich mich ja nicht; denn gerade ich habe die Nützlichkeit z. B. der Wachtürme immer bestritten. Sieht man dort etwas, so sind es doch nur die Wachmannschaften, welche ihre Posten einnehmen. Außerdem, was nützt die Beobachtung eines Geländes, auf dem man jeden Augenblick die Termiten erwartet? Kommen sie wirklich, dann ist es schon zu spät für einen Bericht an die Stadt. Kommen sie dagegen nicht, dann ist zwar alles gut, freilich auch alles umsonst. Kanonenschüsse, die man abfeuern läßt, können Hunde vielleicht verscheuchen,

und selbst die wieder nur ein paar Meter, Termiten aber sind schwer zu vertreiben, befinden sie sich einmal in Bewegung, schwer zu halten; auch ist es zweifelhaft, ob sie Kanonenschüsse hören, letzten Endes ändern sie nicht einmal die Richtung. Diese Pulver können auch nicht helfen, der Wind treibt sie herum, auf die Dächer hinauf, wo ständig Ziegel zerbrechen, Sparren faulen, diese Pulver helfen nicht; ich vermute sogar, ich bin kein Forscher aber ich vermute sogar, obwohl das nur schwer einleuchtet, daß diese Pulver im Grunde ihren Appetit erregen, und Barrikaden können dann kaum noch schützen, im Gegenteil. Barrikaden sind Speise für Termiten.

Nutzlos alles. Sie haben den Weg zu meiner guten Stube gefunden und sie kahlgefressen, im Handumdrehen, besser: im Umdrehen-und-an-das-Barometer-klopfen.

*

Ich habe mir, dem Rat eines Insektologen folgend, das Gesicht mit Holzasche bestrichen. Nur das Weiße der Augen schwimmt beunruhigt auf dem trüben Tümpel meines Gesichts. Und doch sind rechts, und wenn ich mich umdrehe auch links und übrigens auch hinter mir Veränderungen geschehen, während ich auf das Barometer klopfte. Gewiß, ich habe früher schon Veränderungen beobachtet, sobald ich gegen Abend auf die Fußbank stieg, um meine gymnastischen Übungen zu machen. Aber das war nichts von Dauer, das hatte seine Grenzen; ich stieg herab: alles stand wieder auf seinem Platz. Alles da, wo es hingehörte. Keine Unregelmäßigkeiten. Nichts Unvertrautes. teil, Barrikaden sind eine Speise für Termiten.

Das kann das Ende sein. Ich habe immer mit dem Ende gerechnet, aber nie geglaubt, daß es kommt, während ich ans Barometer klopfte. So sieht es aus. Es hat mich überrascht. Diese Vorstellung, daß der Türmer Kirsch in diesem Augenblick mit dem Fernrohr den Horizont abforscht, ohne zu ahnen, daß meine gute Stube längst kahlgefressen wurde, daß er, ohne zu wissen was geschah, zufrieden, weil nichts zu sehen ist als die zur Ablösung aufmarschierte Wachmannschaft, das Schiebefenster schließt, der Türmer Kirsch vom Wachturm Fox II, daß er, zufrieden, weil Landvolk mit dicken unter den Röcken hervorschauenden Spitzenunterhosen von der Wachmannschaft zufrieden gezwickt wird, das Schiebefenster schließt und zum Insektologen Ettig, welcher ein Bulletin schwenkt, sagt: „Nichts am Horizont. Wir sind sicher. Jetzt können wir eine Partie Tarok spielen." „Sind wir" fragt Insektologe Ettig und zieht ein Kartenspiel hervor „auch vor Überraschungen sicher?" Kirsch antwortet: „Das klappt ja, daß Sie von Überraschungen reden, da kann ich Ihnen gleich die kleine Geschichte erzählen: ‚sind wir', fragt sie, ‚auch vor Überraschungen sicher?', ‚das wollen wir hoffen', sagt er." Dieser Hummer von Vorstellung.

*

So ist meine Lage. Deshalb schreie ich zunächst. Ich bin gut bei Atem. Ich lege die Hände trichterförmig an den Mund und schreie zunächst etwas. „Wo ist denn der Verantwortliche?", schreie ich, daß mein Blut klirrt. „Es muß ihn geben. Er muß mich anhören, ich habe eine Mitteilung: Sehen sie: da. Während sie Tarok spielten, ist es passiert, während sie die Karten mischten, während ich mich umdrehte, um ans Barometer zu klopfen. Alles war umsonst."

Etwa in dieser Art werde ich schreien. Ich werde mein Hemd an der Brust aufknöpfen und werde das Barometer aus meiner guten Stube hineinschieben: „Das ist zurückgeblieben", das Hemd aufreißen und diesen Herren, denen Zigarren aus den Mündern brennen, es zeigen: „Hier sind Beweise. Hier ist nichts, aber ich könnte Beweise bringen, sie heranschleppen und auf den Tisch schütten, Beweise aus meiner guten Stube, von Termiten kahlgefressen, aus meiner zerfetzten, zerbissenen, zerkauten, verdauten, guten Stube, aus der verdammten von einem Kachelofen geheizten guten Stube Beweise!"

*

Die Wolken klatschen auf die Häuser. Das Gelb von Straßenbahnen springt vorbei; Laternen bellen; darauf schwingen sich zwitschernd Automobile über zuckende Asphalte. Meinen Hut ziehe ich mit beiden Händen in die Stirn. Mit beiden Händen (die Befürchtung, daß beim höflichen Abnehmen die Schädeldecke sich mir löst, mit dem Hut emporgezogen wird)!

Hier komme ich. Ich komme. Beweisen kann ich alles! Menschen mit Füßen, Rümpfen, Bäuchen, denen die Münder wie Fenster aufgehen, knalle ich meine Blicke an die geschüttelten Gesichter. Sie haben die Hände mit Leder überzogen; die Ohren mit Ohrenschützern abgedichtet.

An meinem Herzen pocht das Barometer rund und sensibel. Ich habe Beweise. Wenn es Zeit ist, werde ich es hervorholen. Es hilft nichts, wenn sie mit Fingern sich in den Ohren rütteln und beteuern, sie verstünden mich nicht. Ebensowenig hilft, wenn sie mich an die Brüstung zerren, ein Fernrohr mir vor die Augen drücken, mich auffordern, hinunterzusehen: „Wo bitte soll es denn passiert sein? Wir haben die ganze Zeit über gewacht, wir waren aufmerksam, also kann nichts passiert sein, uns ist nichts entgangen und deshalb ist schwer zu begreifen, daß sie nicht zufrieden sind wie wir." Es wird nichts helfen; sie müssen die Wahrheit erfahren.

Sie sitzen in Glashäusern; sie schmettern bunte Karten auf die Tischplatten. Ab und zu steht einer auf, geht zum Fenster, schaut hinaus, setzt sich wieder, „Nichts", sieht auf die Uhr, „Acht Uhr".

Etwas behindert mich beim Gehen. Meine Füße? Ich bin immer gut zu Fuß gewesen, Berge oder wenigstens Treppen haben mir keine Angst gemacht. Am feuchten, schlüpfrigen Himmel gibt es keinen Griff, an dem ich mich vorwärtsziehen könnte; kein Geländer ist aufgestellt, an dem ich entlangtasten kann; wie eine Schildkröte muß ich auf den Boden, mich auf den Knien über den Sand schieben, die Hände wie Haken in den Boden schlagen, in Gebüsche beißen, mit Zähnen den Körper nachziehen. Wenn sie mich in ihrer, im ganzen schon lächerlichen Weise empfangen, irgend ein Jemand will mit einem Schwamm mir den wundgeriebenen Bauch kühlen, „Sie fiebern, Verehrtester, wir haben vorzügliche Binokel, und dazu befindet sich z. B. die Feuerwehrtruppe in ständiger Bereitschaft". Am meisten quält der Sand, der die Epidermis aufscheuert; dagegen haben Kriechtiere also ihre Hornpanzer. Einmal habe ich so ein Tier in meiner Stube gehabt; ich weiß nicht mehr, kam es mit mir herein — vielleicht aus meiner Tasche gekrochen, von meiner Hutkerbe gesprungen — oder saß es schon vorher da. Eines Abends saß es da und betrachtete mich aus seinen Augen. Als ich es am nächsten Morgen mit den Fingern hochnahm und auf die Straße setzen wollte, zerbrach es in der Mitte; vertrocknet, zusammengeschrumpft. „Wie verhält sich das also mit ihrer guten Stube? Sie sind außer Atem und wollen uns necken." Einer redet immer so, aber den anderen werde ich es beweisen. Ich beweise alles.

Diese nach außen gestülpten Zufriedenheiten. Sie gießen sich vergnügt Kognaks in die Köpfe, sehen auf die Uhren ohne daß etwas geschieht. Sie kaufen, ohne daß das geringste geschieht, Chrysanthemen, stopfen sich Torten hinein. Die Gullis laufen nicht über; die Wasserrohre platzen nicht; der Geigenspieler bekommt keinen epileptischen Anfall. Nichts. Es geschieht nichts. Niemand kratzt mit den Nägeln die Tapete von den Mauern. Niemand schreit nackt und wirft sich in das geöffnete Piano. Nichts dergleichen.

Ich müßte einen Hammer haben, dann würde ich diese Scheibe zertrümmern. Erst den Hut. Kopfwarmen schweißfeuchten Hut. Kopfwarm auf das gebohnerte Parkett klatschen. Darauf mein Barometer: „hier meine Herren sind Beweise!" darauf, um mich zu erleichtern, das Barometer zum Fenster hinaus, wo es lange fällt, wo ich lange warte, bis ich den Aufschlag höre, ich müßte einen Hammer haben, anstelle dieses Barometers, das mein Beweisstück ist.

Mit einer einzigen, fürchterlichen Bewegung wäre alles entschieden („hier meine Herrschaften wird es gezeigt. Das ist eine sehr ruhige Haltung. Das ist der Vorfall, den halten sie nur fest"); mit einem einzigen entschlossenen Griff durch die zerbrochene Scheibe in die aufgeschichteten Schokoladentorten, damit Frackbrüste, weiß, Chemisettes, weiß, Servietten, Tischtücher, alles was weiß ist, Manschetten und gestärkte Kragen, Schürzen der Serviermädchen, alles was eine weiße Farbe hat, die weißen Marmorplatten der Tische, die weißen getünschten Wände, an denen meine Lippen bluten, weiße Gesichter, Porzellane und weiße Tischtelefone, Notenpapier des Klavierspielers, der einen lauten und für meine Begriffe dummen Foxtrott zu allem spielt —

„Das muß ihnen genügen."

„Es genügt nicht, sie lenken ja ab," behauptet der, welcher einem mir bekannten Insektologen ähnlich sieht, „wo sind die Beweise?"

„Aber es ist doch alles schon bewiesen worden!? Nein, nicht alles, es fehlt noch der Beweis aus meiner guten Stube. Er ist gefallen, ich habe den Aufschlag gehört."

Wenn ich einen Hammer hätte, einen in bestimmter Weise handlichen Gegenstand. Zeitungen wehen über die Tische wie Pelikane wenn ich die Tür öffne, Wind drängt hinter mir herein. Ich vermute, daß von allen Seiten ihre Blicke auf mich gerichtet sind; überall warten Herren auf mich; wohl diese Herren, denen ich es beweisen will. Ein kleiner Zwischenraum befindet sich noch. Wann werde ich sie erreichen? Werde ich sie überhaupt erreichen? Und wenn ich sie erreicht habe, wird man mir zuhören? Und vor allem: wenn man mir zuhört, wird man mir glauben? Denn beweisen kann ich natürlich nichts.

Lothar Kamps: Zwei Gedichte

Die Ballade vom Knochenmark

Im festen roten Knochenmark
ließe es sich ganz gut leben
finde ich.

Du bist nicht so anspruchsvoll
es könnte sogar etwas bräunlich sein
findest du.

Die Parole ist: fett
so richtig triefend und heiß
findet er.

Nein nein von allem
und viel viel
findet sie.

Rot oder braun das ist egal
aber fett und zuviel das ist ekelhaft
findest du
finde ich.

Im Jazzkeller

Aus den kragen
ihrer schwarzen pullover
droht erfahrung;
sie nennen es life.
Die kurzgeschnittenen haare sagen
—— ich ——
und wie lächerlich lieben sie
die auswechselbaren köpfe
der mädchen.
Man trägt besonders alte hosen und so weiter.
Zu hause sitzen eltern mit kühlschrank.
Ach — diese kühlbeschränkten jungen leute:
gutmütige resignation im bart,
pessimistisches lächeln
steht gut.
(woher nimmt man nur
soviel rotzigen optimismus?)

Gebrauchsdramatik

Bemerkungen zum III. Programm der Städtischen Bühnen

Das III. Programm der Städtischen Bühnen machte es sich diesmal in seiner Eröffnungsvorstellung reichlich leicht. Statt den Rest an Freiheit, der hier dem modernen Theater eingeräumt wurde, auszuspielen, schmuggelte man dramatische Weichherzigkeit in den Klüngel. Bleibt anzumerken, daß die Entwicklung, die sich hier anzubahnen scheint, nämlich die der Aufweichung avantgardistischer Energien, in der Einrichtung selbst von vornherein mitgegeben war, insofern man nämlich dem Paradoxon gerecht zu werden hatte, mit Unterstützung offizieller Kulturorgane in bestimmten Abständen moderne, und damit dem gängigen Begriff von „Kultur" meist feindliche Stücke auf die Beine zu bringen. Gewisse Anklänge an sowjetische Muster sind nicht überraschend: die Kritik am Bestehenden, sofern sie nur klug verplant und verwaltet ist, liefert jene probate Fiktion von Freiheit und Fortschritt, die zu erstellen zu den Kunstgriffen jedes Systems gehört, das gerade auf bedingungslosen Erhalt des Bestehenden aus ist und für Fortschritt bucht, was in Wahrheit die eigene Schwerkraft diktiert.

Gegenüber einem dergestalt manipulierten und schon im Ansatz verwalteten Avantgardismus ist Unbehagen am Platze. Die Entwicklung von Beckett-Jonesco über Wilder zu Tardieu-Sprenger ist zumindestens — man mag die Gründe suchen wo

Hannsgeorg Laubenthal in Tardieus „Le Meuble". Foto: Englert

man will — keine unbedingt positive und der oft gehörte Hinweis, es gäbe ja keine Stücke, scheint Notstand vorzuschützen, wo die Weichherzigkeit sich breit zu machen beginnt.

Aufgeführt wurden „Suchen Sie Magdalena?", das Stück eines bescheidenen Deutschen, Werner Sprenger, und drei dramatische Gebilde (Tardieus vierter Einakter fiel an jenem Abend aus), die der Franzose Jean Tardieu mit dem Understatement der Unbescheidenheit „Etüden" nennt. Es war ein reuevoller Genuß. Der Kritiker hatte sich noch lange nachher in Verdacht, vor allem auf die Empfehlung hin gelacht zu haben, daß Tardieu halt ein Franzose sei, Pariser, gewissermaßen a priori witzig. Man amüsierte sich um keinen Preis denn um den des schlechten Gewissens.

Tardieus Spezies Theater ist dramatisches Kunsthandwerk, wie es sich meist daran zu erkennen gibt, daß es die Bitternis der gesellschaftlichen Realität scheut und so tut, als sei der Verlust zwischenmenschlicher Beziehungen selbst kein gesellschaftliches Problem sondern eins für den luftleeren Raum gefälligen Experimentierens. Aber was Tardieu experimentell nennt, sind in Wahrheit Kinkerlitzchen mit längst sedimentierten Modernismen, die immerhin gewissen Entschuldigern Material liefern könnten für die These von der „gutartigen Moderne", jener These, auf deren Empfehlung hin Leute wie Paul Klee oder Joan Miró inzwischen als „liebenswürdige Kleinkünstler" Einzug in die großbürgerlichen Haushalte hielten.

So ein experimentum in corpore vili ist die „Sonate für drei Herren", Gebrauchsdramatik mit einem Zug ins Idyllische, dabei unerhört gekonnt und witzig gemacht, voll jenem Formalismus, der anspricht, weil er kunsthandwerklich fremdbezogen ist; anstatt den im Grunde barbarischen Leerlauf einer nur auf ihre Klangwerte angewiesenen Sprache zu Worte kommen zu lassen, wird dieser auf die Unterlage der klassischen Sonatenform mit ihren Expositionen, Durchführungen, Figurationen, Reprisen drapiert. Das ist wie gesagt entzückend, ja brillant gemacht, aber es wäre einem weiß Gott wohler, wenn der Autor die „Schaffung neuer Formen" als sein besonderes Anliegen dabei aus dem Spiel ließe.

Im zweiten Sketsch, „Le Meuble", geht es um einen Apparat, der auf Geheiß und Knopfdruck eines unentwegt schwatzenden Verkäufers vom Handbesen bis zum Goethevers alles liefert, was das Herz an kultiviertem Komfort begehrt. Doch war es mehr dem Können des Schauspielers (Hannsgeorg Laubenthal) als dem Autor selbst zu danken, daß die Posse über kabarettistische Klischees ähnlicher Art hinaus geriet. Denn kabarettistisch vorgeformt war auch der erwartete Gag, in dem der scheinbar unfehlbare Apparat, anstatt mit einem Vers zu dienen, den stumm — da aus Pappe-agierenden K ä u f e r erschießt.

Wenig Stehvermögen bewies schließlich das dritte Stück, „Andere Völker — andere Sitten"; ein dünner Firnis Gesellschaftskritik verlieh dem Topos von der „Verkehrten Welt" Farbe: Zu einem Empfang findet sich ein seltsames Geflügel aufgedonnerter Damen und sanft vertrottelter Herren zusammen, meinethalben die Typologie der Pariser Gesellschaft; man übergibt der Dame des Hauses statt eines Geschenkes die Socken, küßt die Füße statt der Hände, beleidigt statt zu komplimentieren und treibt schließlich gemeinsam Gymnastik, ehe man die Gastgeberin hinauswirft. Das setzt forciert und elegant ein, gerät dann aber sehr bald in ein angestrengtes Gedalber, das weder wohl noch wehe tut, und dem der Kritiker gern pantomimische Bedeutung zuweisen möchte, da er von diesem Metier nichts versteht . . . Jean Tardieu nennt seine Stücke selbst „Etüden, Skizzen, Fingerübungen"; ein gewisses synästhetisches Vergnügen läßt nicht in jedem Fall auf das Unvermögen schließen, die Sachverhalte mit den der jeweilgen Kunstgattung zukommenden Mitteln zu benennen. Man müßte Näheres über die „umfangreicheren Stücke" wissen, die Jean Tardieu schreiben will und von denen das „ABC unseres Lebens" demnächst von Jacques Poliéri in Paris aufgeführt wird.

Hatte man bei den u n t e r f ü l l t e n Possen des ämter- und ehrenreichen Franzosen den Eindruck, als seien sie zur Zerstreuung für „bessere Leute" geschrieben, von einem, der dazugehört, so war das Stück des Deutschen ü b e r f r a c h t e t. Dabei begann alles sehr locker und witzig. Herr G., ein Mann von Grundsätzen, ist das arme Luder, das, teils von Eifersucht auf Magdalena gepeinigt teils der beiläufigen Sympathie eines gesunden Rollkragenmannes ausgesetzt, mit seinem ganzen Apparat an vorgeschützten Anliegen, Sprüchen, Moralvorstellungen auf der Strecke bleibt. So weit, so gut. Aber nun ist in das Stück eine hochironische Wendung eingebaut, von der der Autor offenbar selbst nichts bemerkt hat. Herr S., der Rollkragenmann, der als eine Art „episches Ich" aus der Defensive heraus den Herrn G. entlarvt, wird selbst Sprücheklopper, sofern er eine Möglichkeit des zwischenmenschlichen Kontakts hypostasiert, die einfach nicht „drin" ist. Es ist von großem Reiz, zu beobachten, wie sich das Material hier gegen die Intention des Autors selbst korrigiert: Auch Herr S. redet an der Sache selbst vorbei, so verbindlich und sorgfältig der Autor ihn auch immer sprechen läßt. Das Material der Sprache erweist sich damit als aufrichtiger, es scheint genauer als sein Gestalter zu wissen, daß die einzige Art, sich heute ehrlich zu verständigen, die ist, daß man bedingungslos aneinander vorbeiredet, und besser als durch irgendeine theoretische Abhandlung wird an den Defekten dieses Stückes deutlich, wie sehr die Kunst, den Standort eines anderen Menschen dadurch zu bestimmen, daß man ihn überall dort verfehlt, wo man ihn bisher vermutete, etwas ist, was sich aus der Sprache selbst heraus konstituiert, und nicht etwa von modernen Dramatikern dieser aufgezwungen wird.

So kommt es denn, daß der Autor, Werner Sprenger, eine geschickte, zum Teil sehr witzige Dialogführung, Episoden mit grotesken Zügen an ein Anliegen verpulvert, das in dem Ruf nach mehr Vertrauen den moralischen Hochpunkt mit dem künstlerischen Tiefpunkt zusammenfassen läßt. H. P.

Ein Theater zuviel

Das ist keinem entgangen: Frankfurt besitzt ein neues Boulevardtheater mehr: neben den bereits renommierten eines, welches ihnen in Hinsicht der Bestuhlung, der Preise und des gepflegten Premierenpublikums um nichts nachsteht. Theater am Opernplatz, Leiter ist Marcel Schilb, bekannt bereits als Leiter des Zimmertheaters in der Beethovenstraße, wo seine Frau Schauspielunterricht erteilt. Dieses Theaterchen nun ist reizend: die Kosten der Bestuhlung schätze ich auf zweitausend Mark, die Wände seidenbespannt, die Lampen lieferte die Firma Lampen-Link, zwei schlanke Säulchen versperren kaum die Aussicht auf die Bühne, wo man denn genug gewahrt.

Zwei Einakter von Curt Goetz am Silvesterabend: von den tausend und ein Einaktern Goetzens wohl mit die oberflächlichsten. In ein, zwei Punkten hätten sie Platz gefunden. Marcel Schilb jedoch inszenierte und spielt in beiden die Hauptrolle: im ersten (Das Märchen) einen englischen Lord, der auftritt mitsamt Diener und Hausfreund: Typen als einzelne wie im Zusammenspiel typisch; also: es liegt auf der Hand, wie es zu machen ist.

So stecken sich die Leute auf der Bühne wie Ärmelschoner die nötigen Gesten, Pantomimen, Tonlagen auf, unten weg raschelt Schilbs eigene Melancholie, die Jugendlichkeit seines ältlichen Kammerdieners. Ellen la Rose mit dem hübschen Namen, als süßes kleines Zigeunermädchen, läßt sich naiv und spielt die Naivetät noch einmal.

Im zweiten Einakter (Die tote Tante) dem Film (Das Haus in Montevideo) abgelauschte Massenszenen, damit nur kein Gag flöten geht: elf Kinder der „bunten Kinderbühne Anne Maro". Schilb wieder als Professor, grimmig, verhärtetes Obergesicht, mit aufgeweichtem, neurotischen Kinn, lacht über die eigenen Witze und über die anderer, bevor sie überhaupt zünden können: kennt die Texte zu gut.

Wenn man von den Stücken absieht, an denen nicht alles liegen kann, gibt das Ensemble mit ihrem Leiter an der Spitze einen Eindruck von Dilletantismus, der nicht leicht wieder zu finden ist. Peinlich wird dieser Eindruck in der Konfrontation mit dem Aufwand, der an jedem Nagel hängt, mit dem Anspruch, mysteriös und lächerlich genug, lebendiges Theater zu machen. Es ist nicht zu übersehen: die Mitglieder des Ensembles rekrutieren sich hauptsächlich offenbar aus den Schülern der Schauspielschule Schilb in der Beethovenstraße (wo Marcel Schilb selbst wenig genug gelernt hat), Schüler, die selbst bei mittelmäßigster Begabung noch nicht die Möglichkeiten ausgebildet haben, welche ihre Begabung liefert. Und betrachtet man die Fülle der Reklame, die auf dieses Theater hinweist: es kreißen Berge und gebären (in jeder Hinsicht) Mäuse von denen Ellen la Rose tatsächlich die reizendste ist.

Dieses Theater ist in Frankfurt zuviel. Was in dieser Stadt fehlt, ist ein Experimentiertheater, welches den Städtischen Bühnen jene grotesken nächtlichen Versuche abnähme, deren Avantgardismus vom Kulturdezernenten bezahlt wird, als wäre Avantgardismus heute nicht etwas, das die Institution eines Kulturbürgermeisters ad absurdum führte.

Wolfgang Maier

Hudtwalckers Kleine Jazz Haus Galerie

Wo Neugier die Schritte auf Entdeckungsreisen lenkt, wird sie zuweilen durch angenehme Überraschungen belohnt. Wer sich als Ortsfremder in Frankfurt nach der Kleinen Bockenheimer Straße durchfragt, tut gut daran, sich an Jugendliche zu halten, denn das alte, schmale, dreistöckige Haus mit der Nummer 12 — auf einer Grundfläche von nur etwa 32 Quadratmetern — ist das Regierungsgebäude der deutschen Jazzmusen. Im Erdgeschoß findet man Gelegenheit, sich unter den Klängen moderner Rhythmen die notwendige Menge Whisky und Gin einzuverleiben, die den Mut gibt, das abenteuerlich schmale und steile Treppchen hinaufzusteigen, das zu den Büroräumen der Deutschen Jazzföderation führt. Die große Überraschung dieses um 1560 erbauten Handwerkergebäudes, das nach dem Willen der Behörden im vergangenen Jahr den Baggern der Räumkommandos zum Opfer fallen sollte, bietet sich aber erst im Dachstübchen. Hier residiert Olaf Hudtwalcker, seines Zeichens Kommentator des Hessischen Rundfunks in Sachen Jazz und Präsident der Deutschen Jazzföderation, in Frankfurts kleinster Gemäldegalerie. Für den geborenen Hamburger gehen Neigung und Beruf wie

nur in seltenen Fällen ineinander über. Zu der vom Vater übernommenen Vorliebe für moderne Kunstschätze kam die frühe Begegnung mit dem Jazz, die den jungen Hudtwalcker nachhaltig beeinflußte und ihn gegen Ende der zwanziger Jahre in Berlin Mitglied des ersten deutschen Jazzclubs werden ließ. Nach dem Kriege war es ausschließlich das „überaus gute Jazzklima Frankfurts", das ihn an den Main führte.

Schon allein die räumlichen Beschränkungen der im Juli vergangenen Jahres eröffneten Miniaturgalerie führten zu einer Auswahl von Bildern, bei der die Qualität zum obersten Gebot erhoben wurde. „Experimente gibt es genug", meint Hudtwalcker, der in dem Kontakt mit der Jugend — die in erster Linie der Jazz in dieses Haus lockt — seine Aufgabe sieht. Es kommt ihm nicht auf die Vielzahl von Ausstellungen an, vielmehr will er Verständnis wecken und „Maßstäbe setzen" — das Beste scheint ihm dafür gerade noch gut genug zu sein. So führte er u. a. bereits Hartung und Marini vor und im vergangenen Monat waren in seiner Galerie zum ersten Male in Deutschland einige erlesene Werke Fritz Winters aus den Jahren 1950—1952 zu sehen. Aber nicht nur die „Klassiker" der Moderne finden im Obergeschoß des Frankfurter Jazzhauses Einlaß, in Zukunft sollen die kleinen vier Wände auch jüngeren Talenten zur Verfügung stehen.

Das Neuartige an Hudtwalckers Galerie ist die Umgebung, in die sie hineingestellt ist. Und dennoch ist hier, wo sich Jazz und moderne Malerei zusammenfinden, die Musik mehr als etwa nur eine für die bildende Kunst werbende Rattenfängermelodie. Olaf Hudtwalcker überrascht die Frage, wie es zu dieser reizvollen Verbindung gekommen sei: „Das ist sehr einfach. Für mich gehört das zusammen, weil ich den Jazz und die moderne Malerei für die bedeutendsten Äußerungen der Kunst unserer Zeit halte." Hudtwalcker will nicht zuletzt durch seine Ausstellungen mit dazu beitragen, den Jazz von dem Air der Originalität um jeden Preis zu befreien, er will die falschen Vorstellungen abbauen, die sich bei manchem bereits angesichts der eigenwilligen Jazzhaus-Atmosphäre zwangsläufig einstellen. Er nützt die Konjunktur einer Moderichtung aus, um jenes Interesse zu wecken, das bereit ist, Klischees als solche zu erkennen und das geeignet ist, zur Auseinandersetzung mit den Dingen selbst zu führen. V. K./Fotos: DISKUS